

E 4271 F

SWIFT
L. BUCHER
Dresdener
Büro

Schwäbische Heimat

April-Juni DM 9.00



1991/2

Hohlwege im Kraichgau
von Müll und Unrat befreit
Walheim: Handelszentrum
in römischer Zeit

Mannheimer Landesmuseum
für Technik und Arbeit
Von den Anfängen
des Radsports

Zn 692

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:

Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:

Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Inhalt

BERND ROLING Zur Sache: Vetters Bodenschutzgesetz	105
HEINZ BARDUA Das Wappen des Landkreises Tübingen	106
REINHARD WOLF/HANS-MARTIN FLINSPACH Kinderwägen und Grabsteine – Fundstücke bei einer Hohlwegsanierung	107
REGINE ZENNSS-REIMANN Gipsmüller und Sandbauern in Rohrau am Rande des Schönbuchs	114
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes Nr. 17: Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim	125
TAMARA CITOVICS Von den Anfängen des Radsports – dargestellt am Beispiel der Oberamtsstadt Rottenburg	137
MANFRED GROHE Unser Dorf soll schöner werden: Satellitenschüsseln	144
DIETER KAPFF In der Vergangenheit großgeschrieben: Walheim zur Römerzeit	146
JULIUS BEESER Erste chemische Bodenuntersuchung einer keltischen Viereckschanze	154
IMMANUEL FISCHER Erinnerungen eines Landpfarrers Teil 3: Unsere Helferinnen und Hausgenossinnen	156
Buchbesprechungen	164
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	173
sh intern	174
sh aktuell	179

Als erstes Bundesland will Baden-Württemberg die rechtliche Basis für einen umfassenden, vorsorgenden Bodenschutz schaffen. Zum 1. Juli soll ein neues Bodenschutzgesetz in Kraft treten, das den Boden hierzulande in ähnlicher Weise schützen will wie Luft und Wasser. Der Gesetzentwurf, der bereits in erster Lesung vom baden-württembergischen Landtag verabschiedet wurde, sieht vor, daß die Behörden mit Hilfe von Rechtsverordnungen allgemeine Belastungsgebiete ausweisen können, in denen dann die Nutzung durch die Landwirtschaft oder die Industrie eingeschränkt werden kann. Es ist also erstmals vorgesehen, daß die Behörden Auflagen zum Bodenschutz anordnen können.

Doch bisher ist noch gar nicht im einzelnen bekannt, wie es hierzulande um die Qualität der Böden bestellt ist. Das Bodenmeßnetz des Landes umfaßt lediglich 154 Erhebungspunkte; aber es soll erheblich ausgeweitet und durch ein neues Bodenbelastungskataster ergänzt werden. Außerdem sieht der Gesetzentwurf vor, daß Grundstückseigentümer und Verursacher die Behörden informieren müssen, wenn ihnen Bodenbelastungen bekannt werden. Bei gravierenden Verunreinigungen können sie dann zu Sanierungsmaßnahmen verpflichtet werden. Und das stößt beim Landesbauernverband auf scharfe Kritik. Er verweist darauf, daß viele Böden unter anderem durch den Säureeintrag aus der Luft geschädigt werden – ähnlich wie die Waldflächen. In beiden Fällen lasse sich aber nicht ermitteln, woher die Schadstoffe im einzelnen stammen. Wenn somit der Schädiger des Bodens nicht konkret festgestellt werden könne, dann dürfe man nicht die Landwirtschaft dafür haftbar machen. Vielmehr seien die Bauern die Opfer, betont der Landesbauernverband. Bezüglich der Waldschäden habe der Bundesgerichtshof in einem langjährigen Verfahren ausdrücklich festgestellt, daß sie entschädigungswürdig und entschädigungsbedürftig seien. Deshalb verlangt der Landesbauernverband, das geplante Bodenschutzgesetz durch eine Ausgleichsregelung zu ergänzen. Sie soll dann greifen, wenn kein Verursacher haftbar gemacht werden kann.

Das Titelbild zeigt eine Gruppe «Offizieller» in der Galgenhöhle, in einem Hohlweg bei Menzingen, Stadt Kraichtal im Landkreis Karlsruhe. Nachdem 50 Lastwagen Abfall weggefahren worden waren, konnte zu dieser «Erstbegehung» des alten und neuen Hohlwegs im Kraichgauer Löß bei schönstem Frühlingswetter eingeladen werden. Näheres auf den Seiten 107 ff.

Die Landesregierung hält dagegen, diese Fragen seien auf Bundesebene zu regeln, bei den Waldschäden ebenso wie bei den Belastungen für die Böden. Und man muß klar sehen: Letztlich ist der Bund auch für den gesamten Bereich des Bodenschutzes zuständig. Nur weil der Gesetzgeber in Bonn hier seine Kompetenzen nicht wahrnimmt, kann ein Bundesland wie Baden-Württemberg die Initiative ergreifen und mit einem eigenen Bodenschutzgesetz vortreten. Aber letztlich ist die Bundesregierung gefragt, und zwar schnell!

Doch sie zögert seit Jahren, denn die Materie ist heikel. Das zeigt ein seltsamer Widerspruch, mit dem die Bürger in den Ballungsräumen leben müssen: Zum einen empfiehlt das Bundesgesundheitsamt in Berlin, die landwirtschaftliche Nutzung der Böden einzuschränken, wenn mehr als fünf Nanogramm Dioxin pro Kilo Boden gemessen werden; dann solle man etwa auf den Anbau tiefwurzelnder Gemüsesorten verzichten. Zum anderen haben Bodenproben in Baden-Württemberg gezeigt, daß die Dioxinwerte in den Ballungsräumen vielfach zwischen fünf und zehn Nanogramm pro Kilo Boden liegen. Folglich müßte man eigentlich in den meisten städtischen Kleingärten auf die uneingeschränkte landwirtschaftliche Nutzung verzichten. Aber hier passiert bisher wenig. Und Umweltminister Vetter hat nur geringe Möglichkeiten, hier Weichen zu stellen.

So denkt das Land beispielsweise darüber nach, entlang von vielbefahrenen Straßen, wo hohe Blei- und Dioxinwerte gemessen werden, fünf bis zehn Meter breite Schutzstreifen einzurichten, die nicht beackert werden dürfen. Doch letztlich müssen die Hebel an anderer Stelle angesetzt werden: Der Autoverkehr muß eingedämmt und der Schadstoffausstoß von Pkw und Lkw energisch verringert werden! Doch das fällt in den Kompetenzbereich der EG in Brüssel, und hier sind keine durchgreifenden Verbesserungen in Sicht. Folglich wird man auch beim Bodenschutz vergeblich auf die große Wende warten und mitansehen müssen, daß der saure Regen weiter an Bedeutung gewinnt und Wälder und Böden großflächig verseucht.

Dagegen ist Umweltminister Vetter mit seinem gutgemeinten Bodenschutzgesetz machtlos. Es erfaßt nur einen sehr kleinen Teil der gesamten Problematik, auch wenn der Minister selbstbewußt meint, das Gesetz werde «Rechtsgeschichte» machen.

Außer dem Hauptteil des früheren gleichnamigen Kreises sind in dem 1973 gebildeten neuen Landkreis Tübingen die nordwestlichen Teile des ehemaligen Kreises Horb und eine Gemeinde des Alt-Kreises Reutlingen aufgegangen. Während letzterer wappenlos war, führte der frühere Kreis Horb einen gespaltenen Schild, der vorne den rot-silber-roten österreichischen «Bindenschild», hinten in Gold die drei schwarzen württembergischen Hirschstangen enthielt.

Der ehemalige Kreis Tübingen hatte durch Kreis-tagsbeschluß vom 21. März 1955 den an einem schrägen Speer flatternden «Gonfanon» der Pfalzgrafen von Tübingen in den Schild seines Wappens gesetzt. Die pfalzgräflichen Reitersiegel des 12. und 13. Jahrhunderts lassen deutlich diese auch als Königsgerichts- beziehungsweise Blutgerichtsfahne interpretierte, dreilatzige Speerfahne erkennen. Die Grafen von Tübingen führten dieses Würdezeichen nach der wohl um 1140 erfolgten Belehnung mit dem Pfalzgrafnamt in Schwaben. Sie setzten diese rote Fahne, senkrecht an drei Trageringen hängend, in den goldenen Schild ihres Wappens. In gleicher Weise erscheint sie noch heute im Tübinger Stadtwappen sowie in den Wappen des Landkreises Böblingen und seiner Städte Böblingen und Herrenberg, im letzteren allerdings mit vertauschten Farben. Von dieser Darstellungsart weicht im Wappen des Landkreises Tübingen nicht nur die an einem schrägen schwarzen Speer flatternde Fahne, sondern auch die Farbenverbindung Rot und Silber ab. Diese ist vom geteilten Wappen der Grafen von Hohenberg abgeleitet, deren Einflußbereich sich von Westen her in das Kreisgebiet erstreckte. Herrschaftsmittelpunkt der Hohenberger war die Stadt Rottenburg, die heute noch ihr Wappen führt.

Die Tatsache, daß das Wappen des früheren Kreises Tübingen an historische Zusammenhänge sowohl mit den Pfalzgrafen von Tübingen als auch mit den Grafen von Hohenberg und ihrer von 1381 bis 1805 österreichischen Herrschaft erinnert, hat den An-



Heraldische Beschreibung: *In Silber (Weiß) an einem schräg aus dem Unterrand emporkommenden schwarzen Speer eine dreilatzige rote Fahne.*

stoß zu seiner Wiederaufnahme durch den gleichnamigen neuen Landkreis gegeben. Durch die Pfalzgrafenfahne sieht sich die vom Alt-Kreis Reutlingen angefallene Gemeinde Gomaringen in historischer Hinsicht mit repräsentiert. In ähnlicher Weise lassen sich die hohenbergischen Farben mit einem beträchtlichen Teil des vom Alt-Kreis Horb überkommenen Gebietes in Verbindung bringen. Aus diesem Grunde sprach sich schon der vorläufige Kreistag am 19. September 1972 für dieses Wappen aus. Das Recht zu seiner Führung wurde dem neuen Landkreis Tübingen am 3. September 1973 vom Innenministerium des Landes Baden-Württemberg verliehen.

Kinderwägen und Grabsteine – Fundstücke bei einer Hohlwegsanieerung

Reinhard Wolf
Hans-Martin Flinspach

Unser Land ist heute von einem System von Autobahnen, Fern- und Regionalstraßen bis hin zu Feldwegen netzartig erschlossen; früher hingegen waren sternförmige Verbindungen von Ort zu Ort mit fächerartigen Abzweigungen in Feldlagen und Wäldern typisch. Wo immer es möglich war, wählten unsere Vorfahren die kürzeste Strecke, um ans Ziel zu kommen, während heute im Auto-Zeitalter selbst große Umwege über Schnell-, Umgehungs- und Zubringerstraßen in Kauf genommen werden, um einen Ort zu erreichen. Steigungen sind in der vormotorisierten Zeit auf kürzester Distanz in unglaublich steilen Wegführungen überwunden worden. Im Laufe der Zeit wurden die Steigen immer wieder verändert: War ein Weg zu stark ausgefahren, konnte man die Kurven nicht mehr übersehen oder hatte Wasser das Fahren erschwert oder gar unmöglich gemacht, so hat man daneben eine neue Fahrspur angelegt; oft bestanden auch mehrere Wegführungen nebeneinander. An früheren Alaufstiegen kann man dies genauso sehen wie an Übergängen von den Gäulandschaften in die Keu-

perberge: Alte, zum Teil gepflasterte Wege ziehen, oft von Gras und Gesträuch überwuchert, steil den Berg hinauf, teilweise in unmittelbarer Nähe zu den heutigen Straßen, die mit Baggern, Sprengladungen und Stützmauern in die Hänge gelegt wurden, was früher unmöglich war. Da das heutige Straßennetz nur einen Teil der früheren Fahrwege einbezieht, gibt es vielerorts alte Wege, die längst ihre Bedeutung verloren haben und heute einsam, verlassen und vergessen einen Dornröschenschlaf führen.

*Löß- und Keuperhohlwege im Kraichgau –
durch Pferdehufe und Wagenräder verdichtet*

Im Kraichgau – dieser Landschaft wollen wir uns in diesem Beitrag widmen – sind zwar vom Verkehr keine übermäßigen Steigungen zu überwinden, doch haben andere Gründe dazu geführt, daß althergebrachte Wegverbindungen und Straßen aufgegeben worden sind. Löß und Lößlehm, als meist mehrere Meter mächtige Decken die Kraichgaulandschaft prägend und das vormalige Relief ver-



Mit Dung, Stroh und Rebschnitt werden Fässer, Wellblech und Plastikabfälle am Rand des Hohlwegs überdeckt.

kleidend, weisen eine Bewandnis auf, die unseren Vorfahren bei den Verkehrsadern zu schaffen machte. Wird nämlich die porige, kapillare, leicht wasserdurchlässige Struktur des Lösses mechanisch – zum Beispiel durch Pferdehufe oder Wagenräder – gestört, gelockert oder verdichtet, so nimmt die Wasserdurchlässigkeit stark ab und der Boden neigt bei Regen zur Abschwemmung. So kam es, daß sich selbst bei relativ bescheidenen Steigungen die Fahrspuren mehr und mehr eintiefen, bis schließlich Rinnen und Hohlwege entstanden, im Kraichgau Hohlen genannt. Während in anderem Material, zum Beispiel in Keupermergeln, Hohlwegböschungen laufend einrutschten und Probleme bereiteten, bleiben Wände aus ungestörtem Löß über Jahrzehnte nahezu senkrecht stehen. Hat man andernorts die Sohlen vielbefahrener Hohlwege gepflastert, so war dies im Kraichgau mangels brauchbarer, leicht zu beschaffender Steine kaum möglich und zudem auch nicht unbedingt notwendig, waren die Lößhohlwege doch – im Gegensatz zu den Keuperwegen – nach kurzer Zeit des Abtrocknens wieder benutzbar.

Nicht ganz so tief eingekerbte Hohlwege wie am Kaiserstuhl, aber doch ganz erstaunliche Hohlen kann man im Kraichgau finden. Sie wurden samt und sonders vor einigen Jahren von Mitarbeitern der Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe (BNL) kartiert und dokumentiert. Viele werden heute noch benutzt, wenngleich oft seit langem befestigt als Gemeindeverbindungsstraßen und asphaltierte Hauptwirtschaftswege. Ebenso finden sich unbefestigte Hohlwege, die zum Teil regelmäßig, zum Teil

nur noch sporadisch und zum Teil auch gar nicht mehr genutzt werden. In vielen Fällen wurden nämlich – oft im Rahmen von Flurbereinigungsverfahren – neue parallele Wege gebaut. Viele Hohlen sind daraufhin – da «unnützlich» – zugefüllt, einplaniert und zu Wirtschaftsland gemacht worden. Manche allerdings sind diesem Schicksal entgangen und dann in den bereits vorhin erwähnten Dornröschenschlaf verfallen.

Das heißt, so ganz von allen Leuten vergessen wurden sie auch nicht, denn hin und wieder machten sich Fahrzeuge auf den Weg zum Hohlwegrand, um dort Abfälle abzuladen. Es ist ganz erstaunlich, welche Mühen sich manche Leute machen, um ihren Bauschutt, ihre ausgebrauchten Hasenställe, alten Fahrzeuge, Fässer und sonstigen Unrat dorthin zu bringen. Nicht nur dort, wo gut befahrbare Wege direkt parallel zu aufgegebenen Hohlwegen verlaufen, nein, auch von benachbarten Äckern warf – und wirft – man wagenladungsweise Abfälle die Böschungen hinunter! So nimmt es nicht wunder, daß die Bilanz unerfreulich ist: Fast jede zweite noch existierende Hohle im Kraichgau ist mit Müll, Schutt und Unrat belastet, von den nicht mehr befahrbaren und begehbaren ist nahezu jede irgendwie beeinträchtigt.

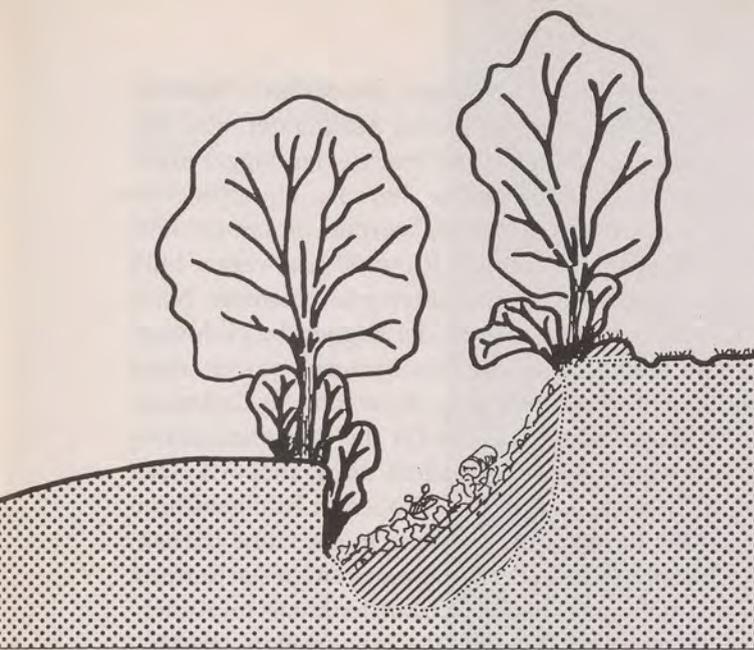
Nachdem die Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe bereits an zwei Keuperhohlwegen bei Sulzfeld (Fröschberghohle) und Kraichtal-Menzingen (Bauwaldhohle) Erfahrungen mit Sanierungsmaßnahmen hatte sammeln können, wurde im Winter 1989/90 ebenfalls bei Menzingen die Wiederherstellung eines Lößhohlweges angepackt.

Nordwestlich von Menzingen: die Galgenhohle, eine acht Meter tiefe Mülldeponie

Die Galgenhohle liegt nordwestlich von Menzingen, etwa zwölf Kilometer östlich von Bruchsal, und ist Teil einer alten Verbindung zum Nachbarort Neuenbürg. Einheimische meinen, der Weg sei ein alter «Römerweg», doch heißt es dies von vielen Wegen, ohne daß es beweisbar wäre. Immerhin ist eine übergeordnete Funktion nicht auszuschließen, denn in östliche Richtung zielt der Weg nach Landshausen, Rohrbach und weiter in Richtung Eppingen. Der Name Galgenhohle hängt wohl mit der den Freiherren zu Menzingen früher zustehenden hohen Gerichtsbarkeit zusammen; es ist naheliegend, daß die Hohle zu einem Richtplatz auf der Anhöhe führte.

Die flachwellige Kraichgau-Lößlandschaft ist bereits seit längerem flurbereinigt, so daß das Wegenetz bis auf die Galgenhohle und einige Hauptwege grund-





Schnitt durch die Galgenhohle in schuttbelastetem Zustand; die punktierte Linie markiert die ehemalige Hohlwegsohle.



legend verändert worden ist. So ist heute nur noch hier und an der einige hundert Meter weiter westlich ins Weiherbachtal hinunterführenden Hohle der alte Wegverlauf ablesbar. Die Galgenhohle ist in den flachen Osthang eines typischen Kraichgauhügels eingeschnitten; an der tiefsten Stelle liegt die Löß-Sohle etwa acht Meter tiefer als die umgebenden Felder. Wie kam es dazu? Sicher wurde der Weg einstens in aussichtsreicher Lage auf dem Hügelkamm angelegt, wo es zudem am wenigsten Probleme mit sich sammelndem Wasser gab. Mit der Zeit haben sich dann die Verhältnisse grundlegend geändert: Aus dem exponierten Weg wurde eine unübersichtliche Hohle, die sich im oberen Teil immer mehr eintiefte und unten durch Ablagerungen immer unwegsamer wurde. Verständlich, daß die Bauern schließlich vor etwa zwei Jahrzehnten, nachdem der Hauptverkehr schon lange andere Strecken gewählt hatte, zunehmend die Hohle mieden und in der Nähe liegende Wege nutzten.

Müll wurde von den Mitarbeitern der Karlsruher Bezirksstelle für Naturschutz bereits vor Jahren anlässlich der genannten Kartierung vorgefunden; an eine Beseitigung jedoch war wegen der zu erwartenden Kosten damals nicht zu denken. Die jetzt der Naturschutzverwaltung zur Verfügung stehenden höheren Mittel könnten selbstverständlich zu sinnvollerem Dingen als zur Müllbeseitigung verwendet werden, doch waren die Beeinträchtigungen nun nicht länger hinzunehmen, wollte man den Fortbestand der Hohle nicht aufs Spiel setzen.

Herbst 1989: Auch wenn an einem nebeligen Novembertag alles etwas «grau in grau» aussieht, der Anblick der Galgenhohle war erschütternd, und Sommerwetter hätte nur den Vorteil gehabt, daß Bäume und Sträucher manches gnädig zugedeckt hätten. Trotz Gummistiefeln war es nicht möglich, die Hohle auf gesamter Länge zu begehen. Haufenweise Schutt in der Wegsohle, Wagenladungen Unrat an den Böschungen, herabgeworfen durch Lücken im Gehölz und regelrechte Schuttkegel bildend. Der Wegeinschnitt glich einer Mülldeponie, wobei Hausmüll und Bauschutt überwogen. «Vom Kinderwagen bis zum Grabstein» – alles fand dort seinen Platz! Neben dem Weidengeflecht-Kinderwagen aus den 50er Jahren lagen durchgerostete Regenwassertonnen, Kanister und Fässer; der Elektroherd befand sich in Nachbarschaft zu Frühbeetfenstern, Baumstumpen, Badfliesen und alten Elektroinstallationen.

Der Zustand des Hohlwegs im November 1989 mit Schutt- und Unratbelastung ist im Bild nur unzureichend wiederzugeben; im abgebildeten Abschnitt lag der Müll über zwei Meter hoch.

Die Böschungen der Galgenhöhle sind bis auf kurze offene Abschnitte dicht bewachsen. Die Baumschicht wird vorwiegend aus Walnußbäumen, Vogelkirsche, Robinie, Esche und Eiche gebildet; in der Strauchschicht finden sich vor allem Schlehen, mächtige Weißdorne, Liguster und Holunder. Die Krautschicht ist aus zwei Gründen recht arm: Zum einen läßt die relativ starke Beschattung der Hohlwegwände einen dichten Bewuchs kaum zu, zum anderen führt die Nährstoffanreicherung durch Düngereinschwemmung und Unrat zu einem bestandsbildenden Bewuchs aus Brennessel und Klettenlabkraut an lichten Stellen, während vor allem in den höheren Böschungsbereichen unter den Bäumen Efeu alles andere unterdrückt.

Der Vogelwelt bietet das Gehölz des Hohlweges hervorragende Brutplätze, während zur Nahrungssuche das Hohlweginnere mit seiner reichen Insektenwelt oder aber die umgebende Feldflur aufgesucht wird. An charakteristischen Vogelarten wurden die Mönchsgrasmücke, das Rotkehlchen, der Bluthänfling und die Heckenbraunelle beobachtet; sicher suchen den Weg noch einige weitere Arten auf. An den offenen Lößböschungen fallen vor allem mehrere Wildbienenarten auf, die in dem weichen Material Wohngänge anlegen, wie offenbar insgesamt die Insektenwelt in dem inmitten der freien Feldflur liegenden, schattigkühlen Hohlweg besonders günstige Bedingungen antrifft. Weiterhin erwähnenswert sind einige Dachsbauten, deren Eingänge sich an den Böschungswänden und – kurioserweise – als metertiefe Löcher in den umgebenden Feldern finden.

Sanierung der Galgenhöhle:

50 Lastwagen Müll und 60000 DM Kosten

Ein Belassen des Mülls war undenkbar, ebenso das Abfahren auf eine gemeindeeigene Erddeponie. Der größte Teil mußte daher auf die Kreismülldeponie nach Bruchsal abgefahren werden, nur Steine (Fenstergewände, Grabsteine, usw.) konnten in der Hohlwegsohle vergraben werden. Im Dezember 1989 rückten also Bagger, Laderaupen und Lastwagen an; Gemeindearbeiter hatten vorher den Maschinen mit Motorsägen freie Bahn geschaffen, ohne jedoch den Baum- und Strauchbewuchs an den Böschungen zu beeinträchtigen. Langsam drang der Bagger in die Hohle vor und fraß sich durch die Müllhaufen, zog die Schuttkegel von den Böschungen und übergab das Material der Laderaupen, die den Transport zu den am Hohlwegein-

gang stehenden Lastwagen übernahm. Tagelang sah die Hohle wie ein großer Müllhaufen aus, immer neue Ladungen Unrat brachte der Bagger unter Reisig- und Strohhaufen hervor. Unterbrochen durch die Weihnachtszeit, wurden im Januar 1990 die Arbeiten fortgeführt: Rund 50 Lastwagen Müll wurden auf die Kreismülldeponie gefahren. Nach den Grobarbeiten glättete der Bagger die Hohlwegsohle und brachte die Böschungen, soweit nicht senkrechte Lößsteilwände da waren, in Ordnung. Gut drei Wochen wurden für die Sanierungsarbeiten benötigt, wobei vor allem die Transportkosten und die vom Landkreis erhobenen Müllgebühren die Gesamtrechnung gewaltig in die Höhe trieben. Ob freilich 60000 DM Gesamtkosten für die Rettung eines charakteristischen Kulturdenkmals im Kraichtal zu viel sind, mag der Leser beurteilen. Die Meinungen in der Bevölkerung gehen stark auseinander.

Auch eine Hohlwegsaniegerung bedarf eines «Richtfestes»! Zur offiziellen «Einweihung» Anfang Mai 1990 konnte Bürgermeister Kochendörfer von Kraichtal den Karlsruher Regierungsvizepräsidenten Dr. Scheurer, Vertreter des Gemeinderats und der Presse sowie eine ansehnliche Zahl von Gästen willkommen heißen. Die Begehung bei schönstem Maiwetter machte deutlich, daß sich die Anstrengungen gelohnt hatten: Wenige Monate nach Abschluß der Arbeiten hatte die Natur bereits wieder voll von der Hohle Besitz ergriffen: überhängende blühende Weißdornbüsche gaben den Rahmen, und an den Böschungen grünte es bereits so, daß Uneingeweihte kaum glauben wollten, daß hier vor nicht allzu langer Zeit eine Baustelle war. Offen und weit, im mittleren Abschnitt geradezu hallenartig war die Hohle geworden. Als man ein halbes Jahr vorher auf allen Vieren über die Unrathaufen gekrochen war, hatte man sich den «Originalzustand» nicht mehr vorstellen können. Steinbrocken und Erdhaufen an Anfang und Ende machen ein Befahren der Hohle unmöglich und sorgen dafür, daß der Weg nur von Fußgängern begangen werden kann. Angenehm schattig und kühl war es am Besichtigungstag in der Hohle, als die Frühsommerhitze schon auf den umliegenden Feldern brütete. Insekten schwirrten im gleißenden Licht, das durch das Schattendach auf die Hohlwegsohle fiel. Die Mönchsgrasmücke begleitete die Gäste mit ihrem Lied, die Heckenbraunelle und der Zaunkönig wurden beim Futtersuchen beobachtet. Am Hohlwegeingang wurde eine Erläuterungstafel angebracht, die auf die Besonderheit und Geschichte des Weges aufmerksam macht und die Besucher um umweltfreundliches Verhalten bittet.

Die Laderaupe bei der Arbeit im verschütteten Hohlweg.



Der zum Teil vom Bagger, zum Teil von Hand aus den Böschungen gezogene Unrat wird aufgeladen und zur Kreismülldeponie Bruchsal gefahren.



Nach dem Ausräumen des Grobmülls zeigt sich die Galgenhohle wieder als hallenartiger Hohlweg; auf dem Bild gut sichtbar der Wechsel zwischen offenen und gehölzbewachsenen Abschnitten.



Regierungsvizepräsident Dr. Scheurer ließ sich über Kultur und Natur des Weges eingehend informieren, lobte das gelungene Werk und spornte die Gemeinde und die Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe an, so weiterzumachen und sich auch der anderen Hohlwege der näheren und weiteren Umgebung anzunehmen, die noch ein unratbelastetes Schattendasein führen.

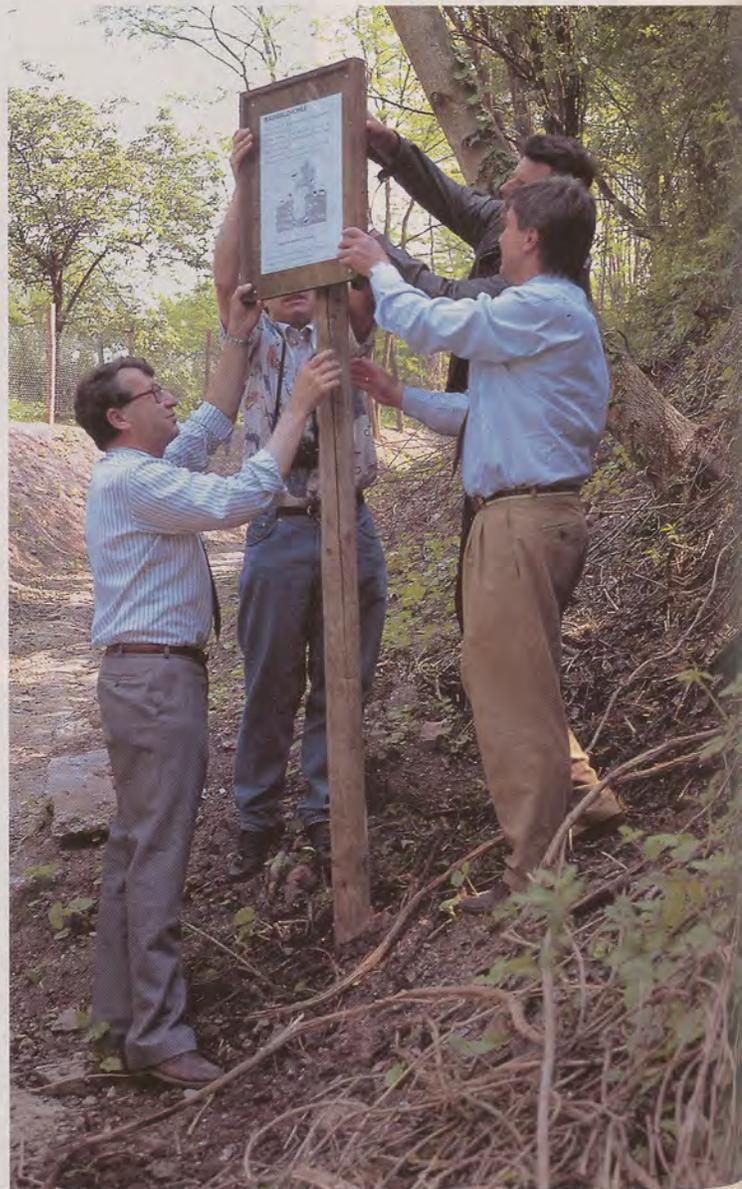
*Erfahrungen und Anregungen:
Patenschaften für Hohlwege empfohlen*

An sich eine bedauerliche Angelegenheit, ist die Hohlwegsaniegerung mit Bagger und Raupe in manchen Fällen doch die einzige Möglichkeit, derartige Zeugnisse der Kulturgeschichte zu retten und längerfristig zu erhalten. Daß daneben wasser- und luftbeeinträchtiger Müll ordnungsgemäß, wenn auch nicht problemlos, «entsorgt» wird, ist ein immerhin erwähnenswerter Nebeneffekt, denn mit zudecken und planieren, wie man dies oft genug getan hat, sind «Altlasten» ja nicht zu beseitigen. Insgesamt gesehen haben sich die Maßnahmen sicher gelohnt, wie der Betrachter der Bilder und erst recht der Wanderer und Spaziergänger an Ort und Stelle sicher bestätigen wird. So bleiben denn einige Erfahrungen allgemeiner Art zu nennen, die hier angefügt werden sollen:

- Mit den von der Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe durchgeführten Sanierungsmaßnahmen soll erreicht werden, daß die Bevölkerung auf die jahrelangen Mißstände hingewiesen wird und daß die Gemeinde in die Lage versetzt wird, gegen eventuelle neue Unratablagerungen sofort einzuschreiten. Denn nur was in Ordnung ist, wird auch gepflegt. Wer will schon jemand einen Vorwurf machen, wenn er zur 100. Müllladung den 101. Wagen dazukippt?
- Rechtzeitige Pflege kann bei Hohlwegen größere Eingriffe vermeiden helfen. Oft genug wird gegen die ersten Reisig-, Stroh-, Dung- und Unratablagerungen leider nicht eingeschritten. Die Gemeindeverwaltung «übersieht» sie, der Spaziergänger ärgert sich, unternimmt aber nichts, bis sich schließlich die Mißstände so ausweiten, daß der Hohlweg nicht mehr benutzbar ist.
- Hohlwege sollten innerhalb des Wegenetzes eine Funktion behalten und nicht «abgehängt» werden. In vielen Fällen läßt sich der landwirtschaftli-

che Verkehr auf neuen Begleitwegen abwickeln, während die Hohle für Fußgänger offengehalten wird. Dies setzt eine Mindestpflege voraus, bietet dafür aber die Gewähr, daß Unratablagerungen entdeckt, vielleicht angezeigt und hoffentlich wieder entfernt werden. Die Einbeziehung in ein Wanderwegenetz der Wandervereine oder in einen örtlichen Rundwanderweg sind empfehlenswert. Wanderer und Spaziergänger kontrollieren erfahrungsgemäß ihre Lieblingswege sehr genau; auch der Feldschütz, den es bei manchen Gemeinden wieder gibt, oder Mitarbeiter des Bauhofes sollten hin und wieder vorbeischaun.

- Einmalige Maschinenarbeit kann ein Nacharbeiten von Hand und vor allem eine ständige «Patenschaft» nicht ersetzen. Es ist wichtig, daß sich Ortsgruppen von Wander- und Naturschutzverbänden, örtliche Vereine oder Schulen der wie-



Eine Tafel erläutert die Baumaßnahmen und bittet die Besucher um Schutz und Pflege; Regierungsvizepräsident Dr. Scheurer (links) und Bürgermeister Kochendörfer (rechts).



Reinhard Wolf, Leiter der Karlsruher Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, zeigt auf die Lebewelt an den Wänden eines Hohlwegs im Kraichgau, hier auf eine Wand der Galgenhöhle bei Menzingen.

derhergestellten Hohlwege annehmen und immer wieder «nach dem Rechten sehen».

- Eine gezielte Gehölzpflege fördert die Vielfalt an Lebensräumen: Sonnenbeschienene, trockene Böschungen im Wechsel mit beschatteten, feuchteren Wänden sind als Ideal anzustreben. Auch derartige Pflegemaßnahmen gilt es rechtzeitig durchzuführen – nicht erst, wenn Bäume und Gebüsch überaltern und in sich zusammenbrechen. Überalterte Hecken ohne Wuchskraft verarmen erfahrungsgemäß, sowohl was die Brutmöglichkeiten für Vögel anlangt, als auch hinsichtlich der Unterschlupfgelegenheiten für Niederwild usw. Rechtzeitiges «Auf-den-Stock-setzen» in Abschnitten hilft, größere Eingriffe vermeiden.

Im Winter 1990/91 wurden im Kraichgau die Hohlwegsanierungen fortgesetzt. Ein rundes Dutzend Hohlen hat sich die Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe zusammen mit den Gemeinden vorgenommen. Auch der Landkreis unterstützt das Projekt, indem er auf die Erhebung von Müllgebühren verzichtet. An einigen Wegen galt es, wie beim Beispiel der Galgenhöhle, Müll auszuräumen, an anderen bedurften Hecken und Baumbestände der ordnungsgemäßen Pflege, und wieder an anderen wurden mit ehrenamtlichen Helfern Aufräumaktionen unternommen, damit die Wege unratfrei und begehbar bleiben. Weitere Sanierungsmaßnahmen werden folgen; doch davon in einem zweiten Beitrag zu diesem Thema in einem Jahr.

Gipsmüller und Sandbauern in Rohrau am Rande des Schönbuchs

Regine Zennß-Reimann

Rohrau hat sich heute zu einer schmucken Wohnge-
meinde im Böblinger Ballungsraum entwickelt. In
dem Ort mit seinen rund 1700 Einwohnern, seit 1971
zur Gemeinde Gärtringen gehörend, bestehen
einige Vereine, in denen sich Alteingesessene und
Neuzugezogene gleichermaßen um eine Lebens-
qualität im weitestgehenden Sinn bemühen. So sind
unter anderem auch Rohrauer Heimatabende, Ver-
einsfeste sowie Dorfhocketsen zu selbstverständ-
lichen Teilen örtlicher Festkultur geworden. Das war
nicht immer so.

Rohrau galt im 19. Jahrhundert als eines der ärmsten
Dörfer im Herrenberger Oberamt. Armut und Ver-
waltung von Mangel ziehen sich wie ein roter Faden
durch die Geschichte dieses Dorfes, das sich Feste,
außer dem eher familiär gefeierten Kirchweihfest,
nicht zu leisten vermochte. Die 1908 veranstaltete
Fahnenweihe des Krieger- und Gesangsvereins, ge-
gründet auf Geheiß des Oberamtmannes, war so die
erste Festlichkeit dieser Art am hiesigen Ort.

*Die Gips- und Sandmüllerei als Überlebenschance
einer armen bäuerlichen Gemeinschaft*

Der Pfarrer beschrieb die Situation der Gemeinde im
Jahre 1910: *Die armen Sandfuhrleute kommen jahrein,
jahraus nicht in die Kirche, hausieren die ganze Woche
über mit Sand in der Umgegend, kommen am Samstag
spät heim, um dann am Sonntagfrüh Haus und Stall in
Ordnung zu bringen. Weil es an religiösem Interesse bei
diesen ökonomisch schlecht gestellten Leuten fehlt, so sind
jene häuslichen Verrichtungen eine willkommene Ausrede
für das Fernbleiben vom Gottesdienst. Mädchen fehlen,
weil sie in die Fabrik nach Herrenberg oder ins Nähen
gehen. Söhne werden durch Waldarbeit ferngehalten. Die
arme Gemeinde sucht überall Verdienst und findet ihn im
Winter vorzugsweise im Wald. Christenlehr und Gottes-
dienst wäre demnach eine Schmälerung und Störung des
Verdienstes. Das sittliche Leben leidet unter der Armut.
Nicht nur der Pfarrer klagte über den Lebenswandel
der Sandleute. Schon zu Beginn des 19. Jahrhun-*



Die Mitglieder des Rohrauer Krieger- und Gesangsvereins versammelten sich mit den Festdamen anlässlich der Fahnenweihe 1908 vor dem Fotografen.



Rohrau und Umgebung «vom Flugzeug aus», aufgenommen um 1935.

derts hatte der Gemeinderat von Rohrau seine Mühe, die Gips- und Sandleute in das Dorfleben zu integrieren. Adam Kientzle, einer der ersten Gipsmüller, wurde mehrere Male auf das Rathaus geladen. Immer wieder zeigte er sich *widersetzlich*. Er gehe nicht auf das Rathaus, entgegnete er dem Fleckenschütz. *Ferner wurde verhandelt, daß Adam Kientzle auf dem Fleckenplatz oben im Ipßbruch (Gipsbruch) schon ein ganzes Jahr eigenmächtig und ohne Erlaubnis Ipß herausgebrochen habe und seinen Platz, welchen er vom Flecken gekauft, schont. Dabei wird Weisung gegeben, daß, wann er nicht sogleich das Ipßbrechen auf dem Flecken einstelle, er um zwei Reichstaler gestraft werde.* Schultheiß und Gemeinderat war dies nicht genug. Sie meldeten den Fall an das Herrenberger Oberamt, wo Adam Kientzle wegen Widersetzlichkeit und Ungehorsam *als ein Rebeller* angezeigt wurde. Er stand mit seinem aufbegehrenden Verhalten nicht allein. Weitere sieben Rohrauer, die auch als Sand- und Gipsarbeiter bekannt waren, weigerten sich gemeinsam, Steinbrecharbeiten zu übernehmen. Auch sie strafte man wegen Ungehorsam. Der Grund ihrer Verweigerung kann nur vermutet werden. Es könnte daran gelegen haben, daß die Gemeinde eine zu geringe Entlohnung bot. Immer wieder läßt sich solch ein Verhalten nachweisen. Vor allem die Frauen waren es, die sich über Gebote und Verbote hinwegsetzten, um ihre Familie angesichts

der mageren Lebensbedingungen durchbringen zu können. Diese Lebensbedingungen hatten Rohrau im Laufe von hundert Jahren zu einem Gips- und Sandmühlenort werden lassen. Die Gips- und Sandmüllerei fungierte im notvollen Alltag für die einen als ein Stück Überlebenschance, für die anderen als ein weiteres Standbein zur Sicherung ihres Lebensunterhalts.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts lebten die Rohrauer vornehmlich von der Landwirtschaft. Sie war auch weitgehend die Existenzgrundlage der wenigen Handwerker und ihrer Familien. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts kam eine weitere Stütze des Lebensunterhalts hinzu: die Gips- und etwas später die Sandgewinnung.

*Der hohenlohische Pfarrer Mayer propagiert
«Gyps als einen vorzüglichen guten Dung»*

Diese Idee, Gips abzubauen, in der Mühle zu pulvrigem Düngergips zu mahlen und auf die Felder zu streuen, um den Ertrag des Bodens zu erhöhen, erreichte Rohrau rund 30 Jahre, nachdem Johann Friedrich Mayer seine Schrift *Die Lehre vom Gyps als einem vorzüglich guten Dung zu allen Erdgewächsen auf Äckern und Wiesen, Hopfen und Weinbergen* 1768 veröffentlicht hatte.

Johann Friedrich Mayer, von 1745 bis zu seinem Tode 1798 Pfarrer im hohenlohischen Kupferzell, auch Gipsapostel genannt, war es ein Anliegen, die Ernährungslage seiner Gemeindeglieder durch die Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge zu heben. Er suchte nach einer Lösung des Problems, wie das magerste Erdreich in das allerbeste und fetteste zu verwandeln wäre. Bei seinen Forschungen stellte er fest, allein, das geschieht durch nichts sicherer und geschwinder als durch die Menge des Dungs. Jedoch nicht nur die Quantität war dem Bauernaufklärer dabei von Interesse, sondern vor allem die Qualität war ihm ein Anliegen: *Ich will da eine Entdeckung von einer Art Dung machen, die neu ist, die gar kein Landmann je kannte und kein Ökonom jemals vermutete, eine Materie ist es, (...) die, wo sie gefunden wird, in Jahrhunderten nicht verbraucht wird (...), die weder rar, kostbar noch teuer ist, die man vor einen Fluch ansieht, und die doch den reichsten Segen im Gebrauch über alle Gewächse ausschüttet, die also gar keinen Fehl hat. Wird man mir glauben, wann ich sage, das der rohe Gypsstein das seihe? Der Gyps-Stein, so roh wie er ist, ist das allervortrefflich-*

ste Dungungsmittel, so daß man jemals gehabt oder entdeckt hat. Der Autor beschloß seine Gipslehre mit dem nicht unrichtigen Gedanken; wann der Gyps, also die Dungsorten ungemein stark vermehret, so ist der Acker und die Wiese durch ihn gesegnet, durch die Menge des vortrefflichen Kleefutters ist der Viehbestand erweitert, der Acker wird reicher gedungt, der Getreidebau nimmt zu, mit ihm wächst die Bevölkerung der Staaten, die Fabrique und Manufactur bestehet, der Absatz der Waren wird durch ihn wohlfeiler erfolgen und erweitert, der Regent und der Untertan werden beglückter und meine Entdeckung wird sich empfehlen.

1799 entsteht die erste «Ipsmühlen» in Rohrau

«Beglückt» mit der ersten Gipsmühle wurde das schwäbische Dorf Rohrau im Jahr 1799. Auf Gabriel Kientzlen Wittib Garten bei der Brücke neben der Allmandgaß und am Weiler Graben baute Johannes Gößler eine Ipsmühlen. Wie er zu der Idee kam, ist nicht sicher. Als Metzger, der er war, könnte Johannes Gößler im Land herumgekommen sein. Auf Vieh-



Diese Karte aus dem Jahre 1909 zeigt fast den ganzen Ort. Entlang dem «Ortsweg No. 2» und dem «Vic. Weg 3» lagen die meisten Steinmühlen.

In der heute noch stehenden Gips- und Sandmühle Rohrau hat Wilhelm Holzzapfel, der letzte Sandbauer in Rohrau, sein Pferd noch einmal vor den Mühlstein gespannt, um die Arbeitsweise der Mühle zu demonstrieren. Die Mittelachse, ein kräftiger Eichenpfosten, war im Deckengebälk und Boden in Lager eingebettet. Eine mit der senkrechten Säule verbundene Querachse war im Mühlstein festgekeilt. An dieser verlängerten Querachse wurde das Pferd angeschirrt.



märkten traf er Leute, mit denen er Neuigkeiten austauschte. Vielleicht hat er so von Sinn und Zweck der Gipsdüngung, von der Gipsgewinnung und der Verarbeitung in Gipsmühlen erfahren.

1795 hatte er die Rohrauerin Anna Maria Kientzle geheiratet und lebte dann mit ihr in Ehningen. Zwei Jahre später bat er den Rohrauer Gemeinderat um Bürgerannahme, und die beiden zogen schließlich in den Ort. Johannes Gößler war zwar der erste Gipsmüller im Dorf, jedoch er blieb nicht lange der einzige, der auf Rohrauer Markung Gips brach. Im Jahr 1800 baute in der Nachbargemeinde Nufringen Heinrich Supper, auch ein Metzger, *ein Hauß und eine Scheuren unter einem Dach, nebst einer besonderen Ipsmühle hintendran, außen im Dorf*. Er vereinbarte mit den Rohrauern, daß er *ein Jahr lang, nämlich von Lichtmeß 1801 bis 1802 (...) aus denen hiesigen Weinbergen gegrabenen Ips durch den hiesigen Güterweg, nämlich die Weingartgaß, herfürfahren dürfte, hingegen wann er bös fahren ist, den Weg (ausbessern) solle*.

Johannes Gößler und Heinrich Supper waren mit ihren Gipsmühlen im Oberamt Herrenberg nicht allein. Wie aus der Oberamtsbeschreibung hervorgeht, sind in weiteren sechs Dörfern Gipsmühlen gebaut worden. In zehn Orten des Oberamts wur-

den Gipsbrüche erwähnt: in Breitenholz, Entringen, Gúltstein, Kayh, Kuppingen, Mönchberg, Mötzingen, Nufringen, Unterjesingen und eben in Rohrau. In insgesamt achtzehn Gipsmühlen mahlte man den gebrochenen Stein zu feinem, pulvrigem Düngergips.

Die im Herrenberger Oberamt angelegten Gipssteinbrüche konzentrierten sich entlang dem Schönbuchrand, wo vor allem Keupergips gebrochen wurde. Gips ist eine Verbindung, die mit ihrem Schwefelgehalt an die später üblichen Handelsdüngemittel heranreicht. Er ist als gesteinsbildendes Mineral weit verbreitet und findet sich hauptsächlich zusammen mit Steinsalz im Zechstein, Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper. In Verbindung mit letzterem vor allem ist der Gips auch auf Rohrauer Markung zu finden. Neben den Gipsbrüchen waren auch Sandsteinbrüche, die Sand unterschiedlicher Qualität lieferten, vorhanden.

Verkaufsfahrten mit Sand und Gips in die nähere und weitere Umgebung

Gips und später auch den Sand brach man nicht nur für den eigenen Bedarf an Dünger und Fegsand, sondern man verkaufte beides auch per Planwagen



Der Holzschopf links am Gebäude ist die 1899 von Michael Wörner gebaute Sandmühle; aufgenommen um 1920.

in die nähere und weitere Umgebung. Die Gips- und Sandhändler waren auf ihren Verkaufsfahrten bis in Richtung Schwarzwald und Schwäbische Alb unterwegs. Ein Spruch, der in Rohrau heute noch bekannt ist, beschreibt anschaulich die Erfahrungen der Gips- und Sandhändler auf ihren Verkaufsfahrten:

Hau e Saad, no wellet se Gips,
 hau e Gips, no wellet se Saad,
 hau e Saad ond Gips –
 no wellet se nix, dia Blitz.

Man erinnert sich noch, daß gerade der Rohrauer Sand begehrt war und über die 1940er Jahre hinaus – während des Kriegs wurde er auch zu Sandseife verarbeitet – noch seine festen Käufer hatte.

Johannes Gößler blieb bis zum Jahr 1813 der einzige Gipsmüller mit eigener Mühle im Dorf. Zwar verkaufte er seine Mühle im selben Jahr an Adam Kientzle, seinen Schwager, doch legte er gleich wieder eine Gipsmühle in seinem Haus neu an. Von diesem Jahr an bis 1828 bestanden die ersten beiden Rohrauer Mühlen. In diesem Jahr starb Johannes Gößler. Der Mühlenbetrieb ist allem Anschein nach nicht weitergeführt worden. Adam Kientzle, Pfleger einer Tochter Gößlers, übernahm vielleicht die Gerätschaften.

Hatten die ersten beiden Rohrauer Gipsmüller an-

fänglich auf eigenem Grund und Boden gegraben, so erreichten sie später die Gipsvorkommen, die auf Fleckenallmand lagen. Zu diesem Zeitpunkt wurde nun die Gipsmüllerei ein Diskussionspunkt im Gemeinderat. 1825 kauften bzw. pachteten Gößler und Kientzle von der Gemeinde *Allmandplatz oben an den Weinbergen zum Ipsbrechen*, unter der Bedingung, daß nach beendigtem Ipsausbruch der Platz der Gemeinde als *Eigentum verbleibe*. Außerdem mußten unverzüglich auf ihre Kosten *Schranken hingemacht und die gegrabenen Löcher wieder zugedeckt werden*. Der Pachtzins beträgt 50 Gulden. Im Jahr 1830 schließlich kam es zu dem eingangs beschriebenen Konflikt zwischen dem rebellischen Kientzle und dem Gehorsam fordernden Gemeinderat.

Seit 1829 Rohrauer «Sandbauern, welche Sand zum Wiederverkauf graben»

1829 taucht das Sandbrechen erstmals in den Amtsbüchern auf. Schultheiß und Gemeinderat beschloßen *gemeinschaftlich den Sandbauern allda, welche Sand zum Wiederverkauf graben, einen jährlichen Pachtzins von 15 Kreuzern aufzuerlegen*. Folgende Bedingung stellte man den Sandgräbern: *Daß ihnen auf den Gemeindeplatz oben an den Weinbergen ein Platz durch das Feldgericht angewiesen wird und daß jeder Bürger sein*

benötigtes Sand unentgeltlich allda holen darf. Acht Sandbauern unterschrieben den Pachtvertrag.

Mit amtlicher Genehmigung wurde nun also Sand und Gips gebrochen. Doch von je schichtspezifisch anderen Personenkreisen. Ein Pachtgeld von 50 Gulden konnten die Sandbauern nicht bezahlen. Sie waren froh, wenn sie die 15 Kreuzer Pacht für das Sandbrechen zusammenbrachten.

Im Jahr 1832 entschloß sich Jakob Hahrer, der mit Anna Marie Gößler verheiratet war, den Einbau einer Mühle in seinem Stall zu beantragen. Seine häuslichen Mitbewohner erhoben gegen dieses Vorhaben Einspruch. *Sie können auf diesen Gübsmühleneinbau nicht eingehen, in dem beide ihre Wohnstuben im zweiten Stock über dem Stall haben. Sie glauben durch Erschütterung möchten sie in ihren Stuben not leiden und überdies ja das Werk zu Weilen Tag und Nacht betrieben werde, wo sie nicht schlafen können.* Der Gemeinderat aber wies die Beschwerde zurück *mit dem Bemerken, daß gedachter Hahrer zwei Durchzüg auf seine Kosten in den Stall hineinmachen lassen muß. Wodurch beide Hausbesitzer schadlos gehalten werden müssen.* Ein Jahr später pachtete Jakob Hahrer einen Platz zum Gipsbrechen und nahm seinen Mahlbetrieb auf. Auch weitere Rohrauer kauften sich ein Stück Allmand zum Gipsabbau.

1837 kam in Rohrau zu den beiden arbeitenden Mühlen von Kientzle und Hahrer noch eine dritte hinzu: die noch heute stehende Gips- und Sandmühle. Der Sandgrubenpächter Stefan Süßer, dessen Vater auch als Sandbrecher und Weber bekannt war, baute das kleine Steingebäude. Er und seine Familie suchten ihrem Lebensunterhalt, der ansonsten durch ihre landwirtschaftliche Arbeit bestritten wurde, mit der Gewinnung und Verarbeitung von Gips und Sand sowie mit Holzhandel eine breitere Basis zu geben. Es zeigte sich, daß es angesichts der Situation der württembergischen Landwirtschaft auch in Rohrau notwendig war, das Einkommen aus verschiedenen Quellen zu speisen. Die örtlichen Steuerpflichtigen, die sich aus rein bäuerlicher Arbeit versorgten, nahmen zusehends ab, agrarisch-gewerbliche Mischeinkommen dagegen nahmen zu.

Die armen Sand- und Gipsbrecher durchwühlen und unterhöheln die Allmand

Im *Culturbericht auf das Jahr 1811*, den Rohrau an das Oberamt Herrenberg abzugeben hatte, gab der Schultheiß zwölf Morgen unbebautes Allmandland an und benannte als Ursache, *warum diese Allmanden nicht urbar gemacht: (sie) sind nicht urbar zu machen, weil solche lauter Steinbückel und nur von Schafen befahr-*

ren werden können. Für ihn war, als er den Bericht schrieb, kaum vorstellbar, daß 30 Jahre später selbige nutzlosen «Steinbückel» so begehrt sein sollten, wie aus dem Gemeinderatsprotokoll von 1841 hervorgeht: *Den Sandbauern und Sandträgern allhier wurde seit einer Reihe von Jahren das Sandbrechen oben an den Weinbergen auf der Allmand gegen einen jährlichen Pachtzins von drei Gulden erlaubt, da nun dieselben in kurzer Zeit den ganzen Platz so durchwühlten, wo der eine, da der andere, dort Löcher unterhöhlten, welche teils 10 bis 15 Schuh unterirdisch unterhöhlt sind, welche höchst lebensgefährlich sind und noch überdies ein Stück von dem mit Früchten kultivierten Platz durchgraben haben, sind sie deswegen gestraft worden.*

Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts wird es nun schwieriger, die Anzahl derjenigen zu ermitteln, die Sand oder Gips oder auch beides abbauten und verkauften. Zumindest kann davon ausgegangen werden, daß alle zur unteren Einkommensschicht gehörenden Bauern- und Handwerkerfamilien zugleich unter die Sand- und Gipsbrecher zu rechnen sind. Bei der steigenden Zahl der Gips- und Sandabbau betreibenden Dorfbewohner blieben erste Probleme mit diesem Gewerbe nicht aus. Dies galt vor allem



Die Gips- und Sandmühle in Rohrau vor der Renovierung im Jahre 1986, heute Museum.

für den Sandbau. *Wegen eingeloffener Klagen über das Sandbrechen auf der Allmand an dem sogenannten Kraidberg, weil die Sandbauern und Träger auf verbotenem Platz Sand gebrochen haben, wo die Gemeinde im vorigen Jahr mit Forchensamen kultiviert hat, um den Unfug vorzubeugen, hat der Gemeinderat mit Zuziehen des Bürgerrats folgendes verfügt: Daß den Sandbauern sowie auch den Sandträgern ein Platz eingeräumt werden solle. Es wurden nun von den Felduntergängern sowohl den Sandbauern als auch den Sandträgern ein Platz ausgesteckt und angewiesen, wo sie das ganze Jahr hindurch brechen können, dabei aber denselben der Auftrag erteilt, daß wenn sie an einer andern Stelle außer der ihnen angewiesenen Sand brechen, werden sie für jedesmalige Vergehen um einen Gulden gestraft.*

Die «eingeloffenen Klagen» machen deutlich, wie sensibel das dörfliche Überlebenssystem darauf reagierte, drohte der Überlebenskampf einzelner dem Gesamtinteresse aller Einwohner zuwiderzulaufen. Da ohne die Forchen weder funktionstüchtige Brücken, noch Wasserläufe zu haben waren, weder Bauholz noch Brennholz, wird unter diesem Blickwinkel verständlich, warum dem Gemeinderat das ungehemmte Sandbrechen als «Unfug» erscheinen mußte. Mit dieser ersten Maßnahme war es nicht getan. Zwar schienen sich die Sandgräber und Sandgräberinnen einige Zeit daran zu halten, doch es kam weiterhin zu Beschwerden.

Krisenjahre Mitte des vorigen Jahrhunderts bedingen weitere Verarmung und Auswanderung

Die Versorgungssituation des Dorfes verschlechterte sich mit Beginn der 40er Jahre drastisch. Im August 1842 bat der Rohrauer Gemeinderat *untertänigst im Namen der Gemeinde um Nachlaß an unserer Zehntpacht, nämlich Einkorn 22 Scheffel und Haber 53 Scheffel*. Diese Eingabe begründeten die in Bedrängnis Geratenen mit einer genauen Situationsanalyse ihrer Landwirtschaft: *Auch hatten wir diesmal nur eine halbe Dinkelernte, daher wir auf keinen Ersatz für die überreichen Früchten hoffen können, da unserer Gemeinde schon früher sieben Jahr unausgesetzt Wetterschlag und Mißwachs erlitten hat, erstere drei Jahre vom Hagel schwer heimgesucht wurde, wodruch wir in größte Armut geraten und schwer verschuldet worden sind*. Mitten in dieser angespannten Lage war das vermehrte Zurückgreifen auf die speziellen Rohrauer Reserven, auf die Steinbrüche, verständlich. Da wurde gegraben, *ohne Gebot noch Strafe zu achten*. 1844 sprach der Gemeinderat ein Machtwort: *Kein Sand mehr darf auf dem fraglichen Platz gebrochen werden bei Strafe von 3 Gulden und überdies solle das Sandführen und -tragen gänzlich verboten sein*. In ihrer Not aber setzten sich die Dorfbe-

wohner auch in den folgenden Jahren über dieses Verbot hinweg. Frauen, Männer und Kinder entdeckte der Fleckenschütz beim heimlichen Sandgraben.

Johann Georg Schmid, Krämer, gab man im Jahr 1852 erstmals wieder einen Platz zum Sandbrechen um 30 Kreuzer Pacht ab. Weiterhin blieb aber das unterirdische Sandbrechen bei Strafe verboten. Gestraft wurden auch die Gras- und Holzdiebstähle und das unerlaubte Betteln. Da sich die Ärmsten schon seit geraumer Zeit nicht mehr selbst ernähren konnten, kam der Gemeinderat von Rohrau nicht umhin, angesichts der steigenden Lebensmittelpreise *auch denjenigen der Familien Unterstützung zu gewähren, die gerade nicht zu den Armen gehören, aber gegenwärtig sich nicht mehr zu helfen wissen, wie sie sich durchbringen sollen*.

Trotz den Versuchen durch Armenbeschäftigung wie Werkspinnen, später auch durch Austeilung von Lebensmitteln oder gar 1853 durch die Einrichtung einer örtlichen Suppenanstalt Abhilfe zu schaffen, blieben die Versorgungsprobleme für die Rohrauer Ortsarmen weiter bestehen. Auswanderungen brachten nur kurzfristig Erleichterung für die Armenkasse. Allein in den Jahren 1853 bis 1855 verließen 30 Personen den Ort.

In dieser Krisenzeit blieben auch in Rohrau erste Gantfälle nicht aus, die ersten Zwangsversteigerungen. Jakob Hahrer, seit 1832 Gips- und Sandmüller mit eigener Mühle, ist einer von ihnen. 1854 heißt es von ihm und anderen im Steuerbuch ganz lapidar, sie seien mit Gant abgegangen. Es blieben also zwei Gipsmühlen erhalten. Die eine war inzwischen in den Besitz des Jakob Süßer, die andere in den Besitz des Johann Georg Kientzle übergegangen. Diese beiden Familien gehörten in Rohrau zu den besser gestellten. Sie besaßen so viel an Gütervermögen, sprich bewirtschaftbares Land, daß für sie das Betreiben der Mühlen ein «lohnendes» Nebengeschäft war. Für andere, wie auch für die Hahrers, fungierte dieses Gewerbe dagegen als mehr oder weniger wirksame, unerläßliche Überlebenshilfe. Unter den Bedingungen der Krisenjahre aber konnte das Mühlengewerbe seine Auffangfunktion für sie nicht mehr erfüllen. Wie die Familie Hahrer wurden 1855 achtzehn Steuerpflichtige und ihre Familien völlig mittellos.

Die schwerwiegenden Folgen der Agrarkrise hinterließen auch in Rohrau ihre Spuren. Im Jahr 1855, im Dorf lebten 537 Personen, hatte sich die Schichtstruktur so verlagert, daß rund 77% der Steuerpflichtigen zur Unterschicht, 18% zur Mittelschicht und gerade 5% zur Oberschicht gehörten. Das heißt, 413 Rohrauer und Rohrauerinnen litten an no-



Mit der mühsamen Arbeit in den Steinbrüchen waren Männer, Frauen und Kinder beschäftigt. Der Gips- oder Sandstein wurde gebrochen und mittels Tragkorb oder Wagen in die Mühle gebracht.

Unten: ehemaliger Gipsbruch, wie er sich heute darbietet.



torischer Armut, wie dies im Steuerbuch heißt. 1815 dagegen gehörten noch rund 32% der Mittelschicht an. Konflikte, die auch durch die engen Wohnverhältnisse – bis zu 20 Personen in einem Haus –, bedingt waren und Armut prägten das Dorfleben. Die Familien versuchten auf unterschiedlichste Weise ihre Einkommensgrundlage zu sichern. Da wurden Arbeiten wie Steinbrechen, Steinführen, Straßenbau übernommen; die Fleckengeschäfte vom Nachtwächter, Farrenhalter, Backhausaufseher bis hin zum Scheermausfänger waren begehrt, ließ sich doch damit ein Zubrot verdienen. Das Sandbrechen und der Sandverkauf blieben gerade nach dem Aufheben des allgemeinen Verbots für die Ärmsten die wichtigste Einnahmequelle. Jedoch erfuhr diese Möglichkeit, Bareinkommen zu erwirtschaften, wieder eine Einschränkung. 1856 wurde der Rohrauer Allmandplatz, wo die Sandbauern seit 1852 wieder unentgeltlich Sand brechen durften, verpachtet. Der Gemeinderat war der Beschwerden über die Streitigkeiten bezüglich des Sandbrechens überdrüssig. Die vier Pächter mußten sich verpflichten, die fraglichen Plätze wieder aufzufüllen, damit sie danach für die Waldkultur genutzt werden konnten. Den zukünftigen Holzbedarf der Ge-

meinde zog man bei dieser Entscheidung diesmal gleich mit ein. Auch in den folgenden Jahren reichte der Ertrag der kleinen Parzellen kaum aus, eine Familie zu ernähren. Im Jahr 1870 war die Anzahl derer mit agrarisch-gewerblichen Mischeinkommen auf 45% gestiegen.

Dreißig Jahre nach der letzten Errichtung einer Gipsmühle, 1867, entschlossen sich gleich drei Rohrauer, eine Steinmühle zu bauen: Gabriel Gößler und Jakob Dieterle zusammen mit Friedrich Bitzer. Gabriel Gößler, Sohn des Johannes Gößler, war seither als Bauer und Lumpensammler, Jakob Dieterle als Bauer und Samenhändler im Steuerbuch geführt. Mit dem Einbau eines Mahlsteins versuchten sie nun, eine dritte Einnahmequelle aufzutun. Ein Jahr später befanden sich also vier Steinmühlen im Dorf.

*1899 letzte Sandsteinmühle in Rohrau eingerichtet.
Seit 1988 erinnert eine Mühle an die Vergangenheit*

Obwohl die Landwirtschaft nun intensiver betrieben wurde – die Brache bebaute man mit Rotklee, Kartoffeln, Runkelrüben und Zuckerrüben, auch mit Hopfen – setzte sich die Tendenz hin zur wei-



Eine der Hütten mit einer Sandmühle bei den Sandgruben, um 1960 abgebrannt. Mit dem Mahlstein aus Buntsandstein wurden die Steinbrocken im Mahlgang per Pferdeantrieb zerkleinert und pulverfein gemahlen.



Wie bei einem Göpel muß das Pferd im Kreis gehen. Aber mehr als zwei aufeinander folgende Runden kamen nicht zustande, denn immer wieder mußte das Mahlgut in die Laufbahn des Mahlsteins geschoben werden. Der Mahlgang ist mit Steinen umfaßt, damit sich der Sand oder Gips nicht mit dem Boden vermengen konnten. Mit einem Sieb trennte man das gemahlene Gestein in feines und noch grobes Material. Die Brocken brachte man nochmals in den Mahlgang, das pulverige Fertigprodukt wurde in Säcke geschüttet.

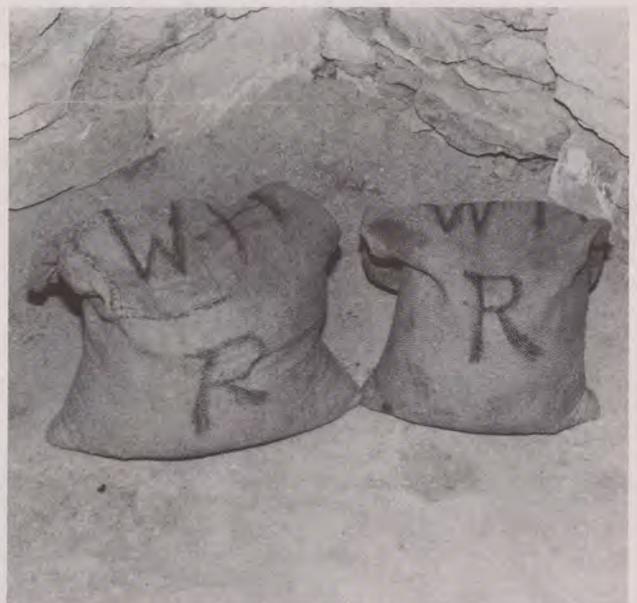
teren Verarmung fort. Die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts verzeichneten einen Boom im Mühlenbau. Bis 1886 wurden in Rohrau drei weitere Mahlsteine aufgestellt. Der Abbau von Gips schien sich zu lohnen. 1882 ließ Johann Georg Kientzle in seiner Gipsmühle sogar ein Stampfwerk einbauen. Mit dieser Technik erleichterte er sich die Herstellung des pulverisierten Düngergipses und verbesserte seine Produktivität. Sie nahm so zu, daß es nötig wurde, ein Gipsmagazin anzulegen. 1891 war dieser Anbau an die Mühle fertiggestellt. Es war so möglich, den bearbeiteten Gips bis zum Verkauf zu lagern.

Nicht nur bei der Gipsaufbereitung kamen neue Verfahren zum Einsatz. Auch in der Landwirtschaft hielten Maschinen Einzug. Göpelhäuser entstanden und eine von der Gemeinde angeschaffte Ackerwalze konnten sich die Bauern reihum ausleihen.

Ganz im alten Stil stellte schließlich im Jahr 1899 Johann Michael Wörner, Bauer und Sandfuhrmann, einen Sandmühlstein in einem Schuppen neu auf. Es handelt sich hier um die nachweisbar letzte Einrichtung einer Steinmühle in Rohrau – genau hundert Jahre, nachdem erstmals ein derartiges Gebäude als «Ipßmühle» im Gebäudekataster Eingang gefunden hatte.

Insgesamt arbeiteten im Laufe des 19. Jahrhunderts in Rohrau, Oberamt Herrenberg, zehn Gips- und Sandmühlen. Sie lassen sich in Untergangsprotokollen, Güterbüchern und Schätzungsprotokollen nachweisen. Die elfte Sandmühle oberhalb des Orts bei den Sandgruben fand sich nur auf einer Markungskarte aus dem Jahre 1909 eingezeichnet. Sie ist Anfang der 60er Jahre abgebrannt. Im Jahre 1955 wurde anhand von Fotografien um diese Sandmühlenhütte die Steinbrecher- und Mahlarbeit dokumentiert.

Da sich die Einrichtung dieser Mühlen, bis auf eine Ausnahme, nicht wesentlich änderte, kann davon ausgegangen werden, daß der fotografisch festgehaltene Arbeitsablauf der auch früher üblichen Methode durchaus entspricht. Immer wieder wurden folgende Gerätschaften aufgeschrieben: *Schippen, Grabschaufeln, eiserne Speitel, eiserne Schlegel, Hebeisen, aller Gattung Sieb, Staubsieb, Sandreiter (Sand-sieb), Sandschierer, Sandpflugel, sämtliche Sandsäcke und Ipßsäcklen*. Zudem besaß Johann Georg Kientzle zwei sogenannte «zweirädrige Druchenkarren». Der Truhenwagen ist ein Wagen, auf dem ein truhenartiges Holzgestell aufgebaut war, um Steine laden zu können. Dieser «Druchenkarren» wurde von



Sand in kleinen Säcken zum Verkauf abgefüllt. WHR = Wilhelm Holzapfel, Rohrau.

Hand gezogen und vor allem innerhalb des Gipsbruchs benützt. Ein *aufgemachter Wagen mit eisernen Achsen samt Kette und Zubehör* wurde ebenfalls auf dem Kientzle'schem Betrieb eingesetzt. Man kann sich vorstellen, wie dieser Gipsmüller mit einem solchen Wagen und vorgespanntem Pferd seiner Arbeit nachgegangen ist.

Zwar wurde die Kientzle'sche Mühle sogar noch modernisiert und erhielt 1908 einen *Elektromotor mit Anlasser und elektrischer Zuleitung*, aber mit den neu aufkommenden und sich durchsetzenden Handelsdüngersorten Gujano, Thomasmehl, Kalisalz und Salpeter verlor bis in die 1920er Jahre der Gipsdünger und damit die Gipsmüllerei allgemein an Bedeutung.

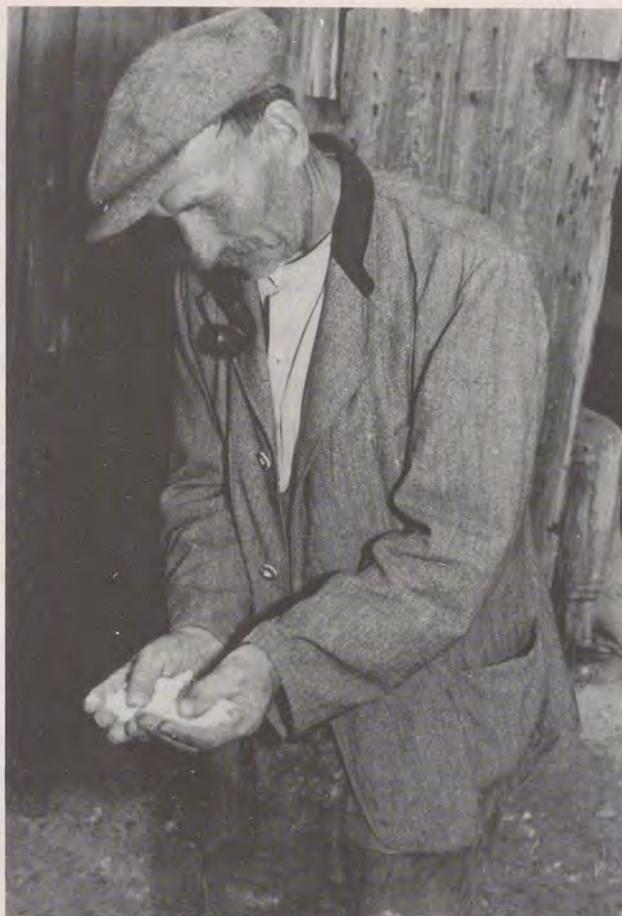
Auch der Sand, der nicht nur vom Fleckenschütz in seiner Funktion als Schulreiniger auf den Boden der Schulstube gestreut wurde, sondern auch sonst in den Haushalten von Nutzen war, bekam Konkurrenz. Die neuen chemischen Putzmittel eroberten den Markt. Mit der sinkenden Nachfrage lohnte sich die Arbeit in den Gips- und Sandbrüchen nicht mehr. 1920 sind im Steuerbuch für Rohrau nur noch zwei Gipsmüller eingetragen. Auch vorherige Sandhändler tauchen nur noch als Fuhrmänner oder Bauern auf.

Bis Anfang der 30er Jahre verschwanden von den neun bestehenden Mühlen die ersten vier, bis 1958 wurden weitere drei abgerissen oder umgenutzt. Die von Wilhelm Holzzapfel als letztem Sandbauern betriebene Sandmühle fiel einem Brand zum Opfer. Die heute als einzige noch bestehende Steinmühle kaufte die Gemeinde Rohrau im Jahr 1969 auf; sie dient als Holzschuppen.

Diese Mühle des Stefan Süßer, Sandgrubenpächter von 1837, dürfte eine der wenigen Zeugen aus der Epoche der Gipsdünger- und Fegsandgewinnung in Württemberg des 19. Jahrhunderts sein. 1987 begann die Gemeinde Gärtringen, das kleine Gebäude zu renovieren. Im März des folgenden Jahres konnte die Sandmühle als Museum eröffnet werden. Im April 1989 in die Liste der örtlichen Kulturdenkmale aufgenommen, wird sie und mit ihr die Erinnerung an die Geschichte der Gipsmüller und Sandbauern in Rohrau am Schönbuchrand erhalten bleiben.

Das Gips- und Sandmühlenmuseum in Rohrau ist in den kommenden Monaten jeweils an einem Wochenende bzw. nach Vereinbarung zu besichtigen.

*Auskünfte erteilt das Rathaus Rohrau,
Telefon (0 70 34) 2 10 94*



Ein Rohrauer Sandbauer prüft kritisch sein Produkt.

Quellen

Chronik der Gemeinde Rohrau. Manuskript 1930
Pfarrberichte von Rohrau. Landeskirchliches Archiv Stuttgart
Gemeinderatsprotokolle
Steuer- und Güterbücher
Gerichtsprotokoll Nufringen
Inventuren und Teilungen
Grundbuchhefte
Karten von Rohrau und seiner Markung
K. Vierling, W. Zeller: Der Sandmüller in Rohrau – Kleine Bildfolge eines aussterbenden Gewerbes. 1955 Kreisarchiv, Landratsamt Böblingen.

Literatur

Beschreibung des Oberamts Herrenberg. Herausgegeben von dem königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1855
Mayer, J. F.: Die Lehre vom Gyps als einem vorzüglichen Dung zu allen Erdgewächsen auf Äckern und Wiesen, Hopfen und Weinbergen. Anspach 1768
Schäfer, D.: Heimat Rohrau. Sindelfingen 1969
Zennß, R.: Von Bauern, Gipsmüllern und Sandhändlern – Aspekte zur Geschichte Rohraus im 19. Jahrhundert. Begleitheft zur Eröffnung der Gips- und Sandmühle Rohrau, herausgegeben von der Gemeinde Gärtringen 1988

Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim

Vor rund 150 Jahren begannen sich auch im deutschen Südwesten, im Königreich Württemberg und im Großherzogtum Baden, die ersten deutlichen Anzeichen jener großen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzung bemerkbar zu machen, die die Historiker später gemeinhin als «industrielle Revolution» bezeichnen sollten. Weniger ein Umsturz freilich, denn ein über Jahrzehnte sich hinziehender, teils allmählicher, teils beschleunigter, manchmal aber auch gebremster, ja unterbrochener Prozeß, dessen Ergebnis aber, nämlich die auf lange Sicht radikale Veränderung der ökonomischen und sozialen Basis der deutschen Gemeinwesen, den an Blut und Aufruhr gemahnenden Begriff «Revolution» doch rechtfertigt: Um 1870/80 war die Welt eine ganz andere als noch im biedermeierlichen Vormärz. Das Bürgertum und die von ihm favorisierte Wirtschaftsform der kapitalistischen Industrieproduktion hatte sich auf breiter Front durchgesetzt. Politisch allerdings stand die aufsteigende Klasse noch im Schatten der monarchischen Verfassung des Deutschen Reiches. Erst 1918 gelang dem Bürgertum auch hier der Durchbruch, es mußte die

Macht dann aber bereits mit dem Proletariat und dessen politischen Organisationen teilen.

Der Südwesten gehörte zweifelsohne nicht zu den Zentren der deutschen Frühindustrialisierung. Württemberg und Baden konnten keinesfalls mit dem reichen, ungleich produktiveren Rheinpreußen konkurrieren. Nicht wenige südwestdeutsche Zeitgenossen sahen denn auch in der Ansiedlung von Fabriken und dem damit unvermeidlichen Entstehen einer neuen, bindingslosen und unruhigen Klasse, den ersten Fabrikarbeitern, nicht nur eine Gefahr für das bestehende gesellschaftliche Gefüge, sondern viele fürchteten zudem – vor allem nach Gründung des Deutschen Zollvereins 1834 und damit der Beseitigung der Zollgrenzen in Deutschland – den endgültigen wirtschaftlichen Ruin ihrer Heimat infolge der übermächtigen Konkurrenz des deutschen und europäischen Auslands. Mit Sorge beobachteten die Zeitgenossen hauptsächlich in den 40er Jahren, daß das soziale Gefüge ins Wanken geriet, freie Bauern und selbständige Handwerker nicht selten zu Fabrikarbeitern herabsanken, die zu Hungerlöhnen beschäftigt wurden.



*Im Februar 1980 vom Landtag beschlossen,
im September 1990 in Mannheim eröffnet*

150 Jahre später hat sich gerade eines der einst ärmsten Gebiete Württembergs, der mittlere Neckarraum, der nicht zuletzt aufgrund der dort herrschenden, die Güterzersplitterung begünstigenden Erbsitte, nämlich der Realteilung, die ihrerseits jedoch die Arbeitskräfte für die Fabriken erst «freistellte», vom Armenhaus zu einem prosperierenden wirtschaftlichen Zentrum entwickelt. High-Tech heißt die Zauberformel. Baden-Württemberg ein Paradebeispiel für den unaufhaltsamen, segensreichen Siegeszug von Technik und Industrialisierung? Es läßt sich nicht ganz von der Hand weisen, daß Ministerpräsident Hans Filbinger auch das Image des «Musterländles» und seiner damaligen Regierung im Auge hatte, als er am 6. Oktober 1977 anlässlich der Eröffnung einer Technologie-Ausstellung auf dem Stuttgarter Killesberg ein Landesmuseum für Technik erstmals von offizieller Seite ins Gespräch brachte. Nur drei Wochen später erbat das Staatsministerium von Prof. Dr. Armin Herrmann, Universität Stuttgart, ein Konzept für ein solches Vorhaben. Vorgedacht wurde also bereits unter der Regierung Filbinger. Lothar Späth erwies sich dem Gedanken seines Vorgängers dann als frisch gekürter Ministerpräsident äußerst aufgeschlossen. Unter seiner Ägide vollzog sich im Februar 1980 der parlamentarische Gründungsakt für das Museum: Der Landtag beschloß, Mannheim zum Standort des *Landesmuseums für Technik und Arbeit* zu machen.

Mit Mannheim hatten die Parlamentarier ohne Zweifel eine glückliche Wahl getroffen. Auch andere Städte waren als Standort im Gespräch gewesen, z. B. Stuttgart. Der Neckarhafen Mannheim jedoch verkörpert wie vielleicht keine andere Stadt des Landes den Aufstieg einer Gemeinde aus vorindustrieller Enge zur blühenden Industriestadt der Gegenwart. Esslingen, Heilbronn oder Ulm, alle ebenfalls frühe industrielle Zentren in Baden-Württemberg, rangieren diesbezüglich weit hinter der ehemaligen kurpfälzischen Residenz.

Mehr als zehn Jahre sollte es dann aber noch dauern, bis am 28. September 1990 der imposante Museumsbau der ambitionierten Berliner Architektin Ingeborg Kuhler auf dem Gelände des ehemaligen Mannheimer Maimarktes, den die Stadt unter erheblichem Kostenaufwand zu verlegen bereit war, unter Beisein von viel landespolitischer Prominenz eröffnet werden konnte. Mehrfach war zuvor der Eröffnungstermin verlegt worden. Nicht nur das ärgerlich lange Hin und Her um die Besetzung der Stelle des Museumsleiters – 1984 konnte schließlich



Postmoderne Architektur: Die Rampe der Raum-Zeit-Spirale hinunter zum Erdgeschoß.

Professor Lothar Suhling, als gelernter Maschinenbauer und promovierter Historiker glücklicherweise Praktiker und Theoretiker zugleich, als Direktor berufen werden – sowie andere personelle und konzeptionelle Querelen, sondern auch die spröde Technik selbst stellten die Museumsleute vor immer neue Probleme. Zieht man jedoch in Betracht, daß erst 1986 begonnen werden konnte, die als Theorie vorliegende Konzeption in die museale Realität umzusetzen, so wurde in Mannheim unter der Leitung von Privatdozent Dr. Rainer Wirtz in bemerkenswert kurzer Zeit Erstaunliches bewerkstelligt.

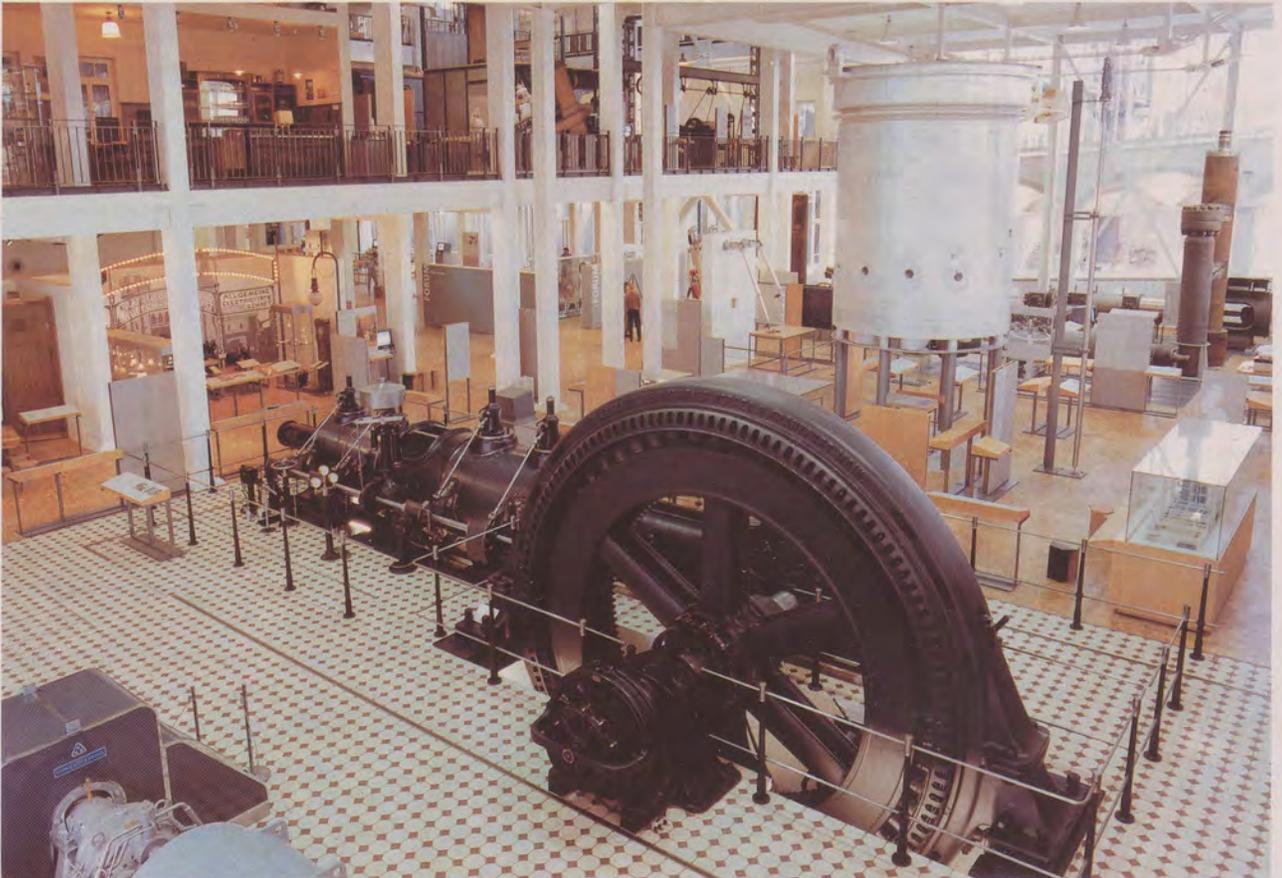
Fast 200 Meter langer, monumentaler Bau umschließt Raum-Zeit-Spirale vom Barock bis heute

Vom *weißen Schiff auf grünen Wogen* sprach Ingeborg Kuhler in Hinblick auf das von ihr konzipierte Museumsgebäude einmal. Weiß der mit Elbsandstein verkleidete Bau, grün das derzeit noch im Entstehen begriffene und später ebenfalls teilweise Ausstellungszwecken dienende Parkarrangement um das

Museum herum. Auch die Vision einer schiefen Ebene und des Hebearms als urtümliche, seit Jahrtausenden gebrauchte Werkzeuge, dazu Keil und Hammer, bemühte die Architektin als Metapher für den Bau. In der Tat erstreckt sich das fast 200 Meter lange, sowohl monumentale als äußerlich gefällige Bauwerk keilförmig entlang der Bundesautobahn Mannheim–Heidelberg und bildet zusammen mit dem benachbarten Planetarium der Stadt Mannheim gleichsam eine Verlängerung der alten Augusta-Anlage über die ehemalige östliche Bebauungsgrenze hinaus. Oft diagonal, schief, ja hängend verlaufen die Linien des Baues in verwirrender Gegenläufigkeit. Unübersehbar kippt die Baumasse, neigt sich das Schiff um 3,5 Grad nach Osten. Eine Fensterreihe, Lichtschlitze in der Fassade und der wintergartengleich vor die Fassade gefügte Trakt der Rampen, auf denen der Besucher von Stockwerk zu Stockwerk gleichsam gleiten soll, halten das Gebäude im Gleichgewicht. Statt des Hammers vermögen wir jedoch allenfalls einen Amboß in dem vielleicht nicht ganz glücklich mit dem Museumsbau kombinierten Anbau des Süddeutschen Rundfunks zu erkennen.

Die Konzeption einer «Raum-Zeit-Spirale» als Meta-

pher der von bescheidenen Anfängen ausgehenden, sich dynamisierenden und schließlich hyperbelhaft ins Unüberschaubare wachsenden technisch-industriellen Entwicklung bildet gleichsam das Rückgrat des *Landesmuseums für Technik und Arbeit*. Auf dieser Spirale, besser in ihr, mit ihr, soll der Besucher, so das Konzept, von einem bestimmten Zeitpunkt der Vergangenheit aus, dem vorindustriellen aufgeklärten Absolutismus nämlich, abwärtssteigen bis zum die Zukunft vorwegnehmenden High-Tech der Gegenwart. Ganz so konzis wie erdacht ließ sich diese Idee freilich nicht in die museale Realität umsetzen. Nicht nur die Themen, etwa das Problem der zeitlichen Verdichtung in Epochen technischer und gesellschaftlicher Entwicklungsschübe oder die zeitlichen Verschränkungen, die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeiten, ließen sich in der Spirale, die man sich ohnehin als undenkbares, nur mathematisch zu erfassendes, vierdimensionales Raum-Zeit-Konstrukt vorzustellen hat, nur ungenügend darstellen. Auch das kantige postmoderne Gebäude Ingeborg Kuhlers sträubt sich gegen den vom Guggenheim-Museum in New York oder dem Vatikanischen Museum her bekannten Spiral-Gedanken. Wie im Gleichnis von



Blick in das Mannheimer Landesmuseum für Technik und Arbeit und zugleich in die Gegenwart: Übergangslos stehen Dampfmaschine, Kernreaktor und Ammoniaksynthese nebeneinander.

Hase und Igel waren nämlich der Bau und die – wie man hört oft wenig entgegenkommende – Architektin, der vom Bauträger erhebliche Mitwirkungsrechte eingeräumt worden waren, stets zuerst da und den Museumsleuten immer um Nasenlänge voraus. Das Museum hatte sich dem Bau, der Inhalt der Gestalt unterzuordnen.

Die Darstellung der Sozialgeschichte ist schwierig in dem Prachtbau

Die unter solch ungewöhnlichen Umständen schließlich erzielte Gestalt des *Landesmuseums für Technik und Arbeit* darf als vergleichsweise gelungen gelten. Die Museumsleute konnten sich mit dem Bau arrangieren, vermochten dessen Dominanz oft sogar in die Präsentation der Ausstellung einzubinden. Die Gestalter des Museums widerstanden der Versuchung, dem auf seine Weise faszinierenden Bau ein anderes unzweifelhaftes Faszinosum, die Technik, einfach an die Seite zu stellen, also die Wirkung des einen durch die Ausstrahlung des anderen zu potenzieren. Der «Technik», der Mechanik mit den oftmals auch ästhetisch schönen Wunderwerken der Moderne, stellt das Museum die soziale Realität der «Arbeit» gegenüber, also die in Dienst genommene Materie dem Menschen. Neben Maschinen, Werkzeugen sowie anderen Requisiten und Errungenschaften der technischen Entwicklung seit etwa 1750 wird der Besucher mit der Sozial- und Alltagsgeschichte des angesprochenen historischen Prozesses konfrontiert: Mit dem Menschen, der mit und an den Maschinen arbeitete, teils unter ihrem Siegeszug litt, wie etwa viele durch die Mechanisierung verarmenden kleinen Handwerker, teils sich an und durch Maschinen emanzipierte, wie jene armen Bauern und Tagelöhner, die sich von der Scholle lösen und in die Fabrik ziehen konnten. Denn auch im 19. Jahrhundert galt – auf lange Sicht gesehen zumindest –, daß Stadtluft frei machte, geistig frei nämlich in der Anonymität der Moderne. Gerade der Darstellung von Sozialgeschichte jedoch bietet der Prachtbau Ingeborg Kuhlers nicht unbedingt ein adäquates Ambiente. In diesem Bereich stoßen sich Architektur und musealer Vermittlungswille. Zur Verdeutlichung: Die teilvergoldeten gußeisernen Säulen aus dem ehemaligen, 1896 eröffneten Neubau des Württembergischen Landesgewerbemuseums in Stuttgart, die sehr einfühlend den Rahmen abgeben für eine der staatlichen Wirtschaftsförderung des 19. Jahrhunderts gewidmete Ausstellungseinheit – Maßvereinheitlichung, polytechnische Schulen, Landes-, Gewerbe- und Industrieausstellungen, die Fabrikinspektion seit 1878

und die landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim –, diese Säulen gehen eine harmonische, fast symbiotische Verbindung mit der anspruchsvollen modernen Architektur ein. In den neoklassizistischen Säulen und in der postmodernen Halle scheint über hundert Jahre hinweg ein engverbundener Gestaltungswille gewirkt zu haben. Fehl am Platze, wie verloren wirkt hingegen die gewiß nicht kleinformatige Hinterhoffassade aus einem Mannheimer Arbeiterviertel der Gründerzeit samt rekonstruierter Einrichtung der 20er Jahre. Vermag der Bau die Ausstrahlung der gründerzeitlichen Repräsentativarchitektur zu unterstreichen, so drängt er die Zeugnisse der Arbeiterkultur hingegen in eine Statistenrolle. Das majestätische Schiff, um Ingeborg Kuhlers Vergleich aufzugreifen, stampft zwar im summend-leisen Rhythmus der riesigen mattschwarzen Dampfmaschine im Erdgeschoß, doch der sie bedienende Prolet gerät zur verschwindend kleinen Größe. Mit diesem Handikap wird das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* leben müssen. Wie vergleichsweise einfach haben es da etwa die Freilichtmuseen oder die in restaurierten Industriedenkmalern eingerichteten technischen Museen, wo Gestalt und Inhalt sich nicht antithetisch, sondern additiv zu einem Ganzen fügen.

Wirtschaft und Wissenschaft der Aufklärung, räumlich und zeitlich verortet in Mannheim

Doch folgen wir der musealen Raum-Zeit-Spirale. Mannheim war anders als viele spätere Industriestädte im 18. Jahrhundert Residenz, Sitz eines deutschen Territorialherrn. An den Fürstenhöfen wurden damals wichtige Grundlagen gelegt für die spätere Industrialisierung Deutschlands. Nicht zuletzt mit dem eigennützigen Ziel, neue Finanzquellen für die aufwendige Hofhaltung zu erschließen, förderten kleine und große Potentaten Künste und Wissenschaften, unterstützten die Reformpläne der Physiokraten oder gründeten im merkantilistischen Zeitalter Manufakturen für Luxusgüter in der Erwartung, auf diese Weise den «nationalen» Reichtum im Lande zu behalten und zugleich vom Ausland unabhängig zu werden.

In Mannheim wird der Besucher behutsam in das Generalthema der Ausstellung eingeführt. Ein nachgebildetes barockes Stadttor und eine mobile Kulisse, ein Papiertheater wie es im Rokoko für Freilichtaufführungen benutzt wurde, bilden gleichsam die Zeitgrenze zwischen Gegenwart und Vergan-

Natur und Technik in fast idyllischer Verbindung: Plakatwerbung um 1905.

HOHENZOLLERISCHE LANDESBAHNEN



hohenzoller mit hechingen.

Schmauk
B. Th. Koenig

Sigmaringen - Gammertingen - Hechingen - Haigerloch - Eyach.
Sigmaringendorf - Hanfental - Gammertingen - Kleinengstingen.

genheit. Wir befinden uns im höfischen Mannheim um 1750. Noch ist wenig von Industrialisierung und dem neuen Zeittakt der Zukunft zu verspüren, Technik und Arbeit verlaufen noch in traditionellen, überschaubaren Bahnen. Schlaglichtartig kündigt sich zwischen Barock- und Rokokodekor jedoch die Moderne an: Eine Enzyklopädie, ein Modell der kurpfälzischen Manufakturstadt Frankenthal samt dort hergestellter Fayence etwa oder die feinmechanischen, vor allem astronomischen Instrumente des in kurfürstlichen Diensten stehenden Jesuiten, Mathematikers, Physikers und Astronomen Christian Mayer. Überschaubar, abgeschlossen auch der Ausstellungsraum. Der Blick in die Zukunft, die einer anderen Wirtschaftsform gehören wird, ist noch versagt.

Ein grandioser Auftakt, gewiß. Bereits in dieser ersten Abteilung fällt die räumliche und zeitliche Verortung des behandelten Themas auf: Handlungsort ist das barocke Mannheim, das Thema *Wirtschaft, Wissenschaft und Technik im Zeitalter der Aufklärung*. Das Verorten von Geschichte, hier technischer und wirtschaftlicher Entwicklungen, gehört zu den wichtigsten, auch sonst im Hause allenthalben wiederzufindenden konzeptionellen Prinzipien des

Landesmuseums für Technik und Arbeit. Und erstmals tritt uns auch Herr Eisele entgegen. Herr Eisele ist aus Pappmasché, spricht aber nichtsdestoweniger honoratiorenschwäbisch und befindet sich auf einer Zeitreise. Wer sich der sympathischen, stets in direkter Nachbarschaft zu einem Bildschirm befindlichen Figur nähert, setzt automatisch einen Videorecorder in Gang. Der Zeitreisende Eisele führt dann humorvoll und teilweise ironisch in die angesprochenen Epochen ein. Bis die angekündigte Verschattung des Gebäudes, der in der Planung nicht genügend beachtete, dringend erforderliche Licht- und Sonnenschutz vor den großen Fensterflächen installiert ist, so lange wird der Besucher allerdings aufgrund der allgegenwärtigen Blendeffekte auf den Videobildschirmen oft nur sich selbst, sein Spiegelbild nämlich, erkennen können.

Audiovisuelle Medien spielen eine große Rolle im pädagogischen Konzept des jungen Museums – bis hin zur Vorführung von Stummfilmen im eigenen Lichtspieltheater, untermalt von einer originalen Filmorgel der 20er Jahre. Die Zeitreisen des Herrn Eisele vermitteln Wissen eher spielerisch. Daneben informieren weitere Videofilme sowie – ganz authentisch – Tonbandaufnahmen von Interviews mit



«Herr Eisele» spricht honoratiorenschwäbisch und lädt die Besucher zur Zeitreise ein.



Natur und Arbeit: Der Dreschflieger, den der Bub in der Hand hält, ist durch die Maschine überflüssig geworden. Plakat der Mannheimer Dreschmaschinenfabrik Heinrich Lanz, um 1910.

Zeitzeugen ausführlich über spezielle, in den einzelnen Abteilungen gezeigte Maschinen, Arbeitsabläufe, Produktionsprozesse; aber auch über die Geschichte ganzer Industriezweige, wie etwa der modernen Endlospapierherstellung, die im Vormärz die Gebrüder Rauch und der Fabrikant Gustav Schaeuffelen im deutschen Südwesten, nämlich in Heilbronn, heimisch machten.

Über eine Rampe hinunter ins nächste Stockwerk und in die Epoche der Frühindustrialisierung

Doch diese Ausstellungseinheit gehört bereits einer anderen Zeit an. Über eine Rampe sind wir aus dem Barock ein Stockwerk tiefer gelangt, wo uns die nächste Epoche, die Zeit der Frühindustrialisierung, der Übergang von der handwerklichen zur maschinellen Produktion erwartet. Zu einer jüngeren, uns näher liegenden Epoche hinabsteigen? Ein seltsamer Gedanke, begreifen wir das Fortschreiten

der Zeit doch in aller Regel als aufsteigende Bewegung. Praktische Erwägungen der Museumsgestalter zwingen den Besucher, hier umzudenken. Zum einen ließen es statische Überlegungen angeraten erscheinen, die großen und schweren Maschinen des späten 19. und des 20. Jahrhunderts im Erdgeschoß aufzustellen. Nicht minder relevant für die Entscheidung, die Besucher mit dem Aufzug in den obersten Stock zu befördern, um sie dort den Rundgang beginnen zu lassen, war die Einsicht, daß beim Gang nach unten der Besucher ohne größere Kraftanstrengung gleichsam mühelos und wie selbstverständlich an den Exponaten vorbeigeführt wird. Nicht per aspera das Museum, das Thema erarbeiten, sondern flanierend und genießend konsumieren, so ließe sich das die Rezeptions- und Freizeitgewohnheiten des modernen Publikums respektierende Konzept des Museums umschreiben. Nach diesem – zeitlich gesehen – Abstieg nach oben, vom Ancien Régime aus vorbei an Inszenierungen



Die «Königlich Württembergische Staatseisenbahn» fährt ins Freie.

zur Französischen Revolution und der napoleonischen Ära mit ihren emanzipatorischen, aber auch kriegerisch-desaströsen Auswirkungen auf Südwestdeutschland, erwartet den Besucher das Rattern, Pfeifen und Zischen der Moderne. Nach dem ruhigen, ja statischen Ambiente des Barock nun plötzlich allenthalben Unruhe, Bewegung und Lärm. Die Technik in Bewegung zu setzen, die ausgestellten Maschinen auch in Betrieb zu nehmen, sofern nicht gewichtige konservatorische Gründe dagegensprechen, ist ein vorrangiges Anliegen des Museums. Das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* ist ein «arbeitendes Museum». Wo immer möglich werden Produktionsprozesse dem Besucher leibhaftig vorgeführt. Fast ein Dutzend ausgebildete Handwerks- und Technikmeister sind speziell angestellt, um zu festgesetzten Zeiten – für angemeldete Gruppen auch mal außer der Reihe – Techniken und Produktionsabläufe der alten Metiers vorzuführen und so das Wissen um sie vor dem endgültigen Vergessen zu bewahren.

Dreimal täglich fährt die Tenderlokomotive von 1896 aus dem Museum ins Freigelände

Von nun an begleitet die Betriebsamkeit des modernen Zeitalters den jäh der Beschaulichkeit vorindustrieller Zeiten entrissenen Flaneur. Die Horizonte weiten sich, Inszenierungen und Arrangements werden offener, kühne Ein- und Ausblicke – Durch-

blicke im eigentlichen Sinne – tun sich auf. Das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* verzichtet weitgehend auf räumlich klar abgegrenzte, geschlossene Einheiten. Der transparente, allerorts vom Sonnenlicht durchflutete postmoderne Bau hätte solche auch kaum zugelassen. Eine aus der Not geborene Tugend also? Das Konzept sei als Metapher für die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeiten zu begreifen, so ist in Mannheim zu hören. Die Arbeiterwohnungen seien eben hundert Jahre lang bewohnt gewesen, die Baumwollspinnerei und Maschinenweberei aus Elzach im Schwarzwald – an der übrigens auch die industrialisierungsfördernde Wirkung des Deutschen Zollvereins exemplifiziert wird – habe im wesentlichen mit ein und denselben Maschinen von 1876 bis lange in die Nachkriegszeit hinein produziert. Und somit sei die optische Nachbarschaft dieser beiden – und anderer! – Einheiten, sei die so erzielte Amalgamierung der Inhalte nur folgerichtig.

Schon wahr! Nur kann Vielfalt, kann gnadenlose Transparenz auch verwirrend wirken. So auf die Besucher – die ja in aller Regel Laien und nicht vom Fach sind –, denen in der Abteilung *Vom Hausgewerbe zur Textilfabrik*, an die sie zunächst von hinten und unvermittelt, ohne weitere Erläuterungen herangeführt werden, ein durch starkes Gegenlicht scherenschnittartig ausfallender Einblick in eine vorindustrielle Hausweberei gewährt wird. Einen ähnlichen Eindruck kulissenhafter Distanz wird

verspüren, wer – derzeit ebenfalls noch nicht durch Schrifftafeln unterstützt – von im eigentlichen Sinne hoher Warte aus in die Arbeiterwohnung der 20er Jahre wie in ein Puppenhaus hinunterschaut. In der *Großstadt im Industriezeitalter* und jener benachbarten, der Eisenbahn gewidmeten Abteilung verdichtet sich die Ausstellung wieder zu einer kompakteren, die Jahrzehnte um 1900 ansprechenden Einheit. In der inszenierten Großstadtstraße mit Pferdebahn, Fahrrad und einer Dame im modischen Look der Jahrhundertwende betreten wir wieder den festeren Grund traditioneller – und doch phantasievoller – musealer Präsentation. Auf dieser Ebene findet sich auch das Problempaar *Technischer Fortschritt und soziale Frage* behandelt. Der Bahnhof, von dem dreimal täglich die penibel restaurierte, 1896 in Esslingen gefertigte Tenderlokomotive *Eschenau* der ehemaligen *Königlich-württembergischen Staatseisenbahnen* mit ihrem Eisenbahnwagen der 4. (Holzbank-)Klasse quer durch das Gebäude hinaus auf das Freigelände fährt, und als weitere Attraktion eine bewirtschaftete Arbeiterkneipe bilden den Dekor für die Darstellung proletarischer Sozialgeschichte, nämlich der Arbeiterkultur und ihrer politischen Organisationen am Beispiel des «Roten Esslingen»: eine nachgestellte Halle der Maschinenfabrik Esslingen etwa, Traditionsfahnen der Arbeiterbewegung, Fotos und Texte zur gewerkschaftlichen Organisation der Esslinger Arbeiter 1882–1907



«Carmen», die einzige in größerer Stückzahl in Baden-Württemberg gefertigte Schreibmaschine.

oder auch die Frage der bismarckschen Sozialversicherung. Der Torso eines Odenwälder Tagelöhnerhauses thematisiert – derzeit noch etwas zögernd, die Inszenierung bedarf des weiteren Ausbaus – die

mit der Industrialisierung verbundene Wanderbewegung vom Land in die Städte sowie deren soziale und kulturelle Folgen – bis hin zur Auswanderung in die Neue Welt. Ganz besonders in dieser Abteilung wird der Anspruch des Museums konkret, Technik nicht zum Fetisch zu erheben, sondern in ihr materiell gewordenen, allumfassenden sozialen Wandel zu sehen; ein Prozeß, dessen Ende nicht abzusehen und in den – über eine letzte Rampe zu erreichen – die Gegenwart eingebunden ist.



Im Erdgeschoß erreicht die Spirale die Gegenwart – Frage nach Nutzen und Gefahr der Technik

Im Erdgeschoß, nun im 20. Jahrhundert, endet die Raum-Zeit-Spirale oder besser, sie fächert sich auf, verliert sich in der Zukunft. Ohne Zweifel befinden sich im Parterre des Museums dessen materielle Glanzlichter: etwa die Dampfmaschine der Maschinenfabrik Esslingen, der – erst kürzlich vom hochbetagten einstigen Erfinder durchgeführte – Nachbau des 1929 konstruierten und von Fritz von Opel der Öffentlichkeit auf «Sensationsflügen» vorgestellten ersten Raketenflugzeugs der Welt, der Forschungsreaktor aus Karlsruhe, verschiedene Motorfahrzeuge – nicht nur aus Cannstatt – sowie ein «Reinst-Raum» der Computerchip-Herstellung. Technik und Arbeitsprozesse sind plötzlich ganz nahe, seltsam bekannt. Die in der Geschichte liegende Distanzierungsmöglichkeit entfällt, je näher wir der Gegenwart, das heißt uns selbst, kommen. Der Mensch als Produkt seiner Umwelt, die Umwelt als Produkt des Menschen. *Das Landesmuseum für Technik und Arbeit* entzieht sich der in dieser Dialektik verborgenen Verantwortung nicht; das Museum wird politisch, es faßt heiße Eisen an und wirft Fragen auf. Das Ende des Faszinosums Technik? Viele Zeitgenossen stehen der technischen Entwicklung heute kritisch gegenüber. In Mannheim will man in

diese derzeit auf vielen gesellschaftlichen Ebenen geführte Diskussion eingreifen, ohne eindeutig für die eine oder andere Seite Partei zu ergreifen. Doch seit Tschernobyl, so explizit eine Schrifttafel, könne man über die von der modernen Technik ausgehenden Gefahren nicht mehr hinwegsehen.

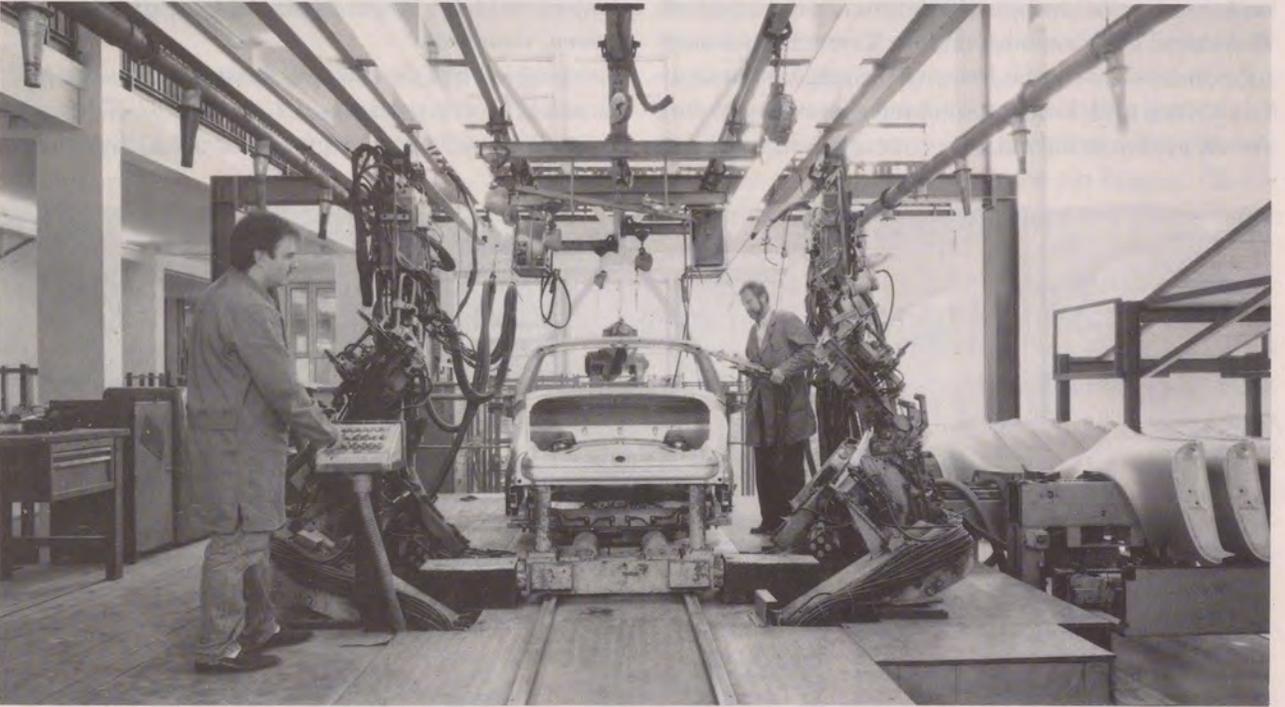
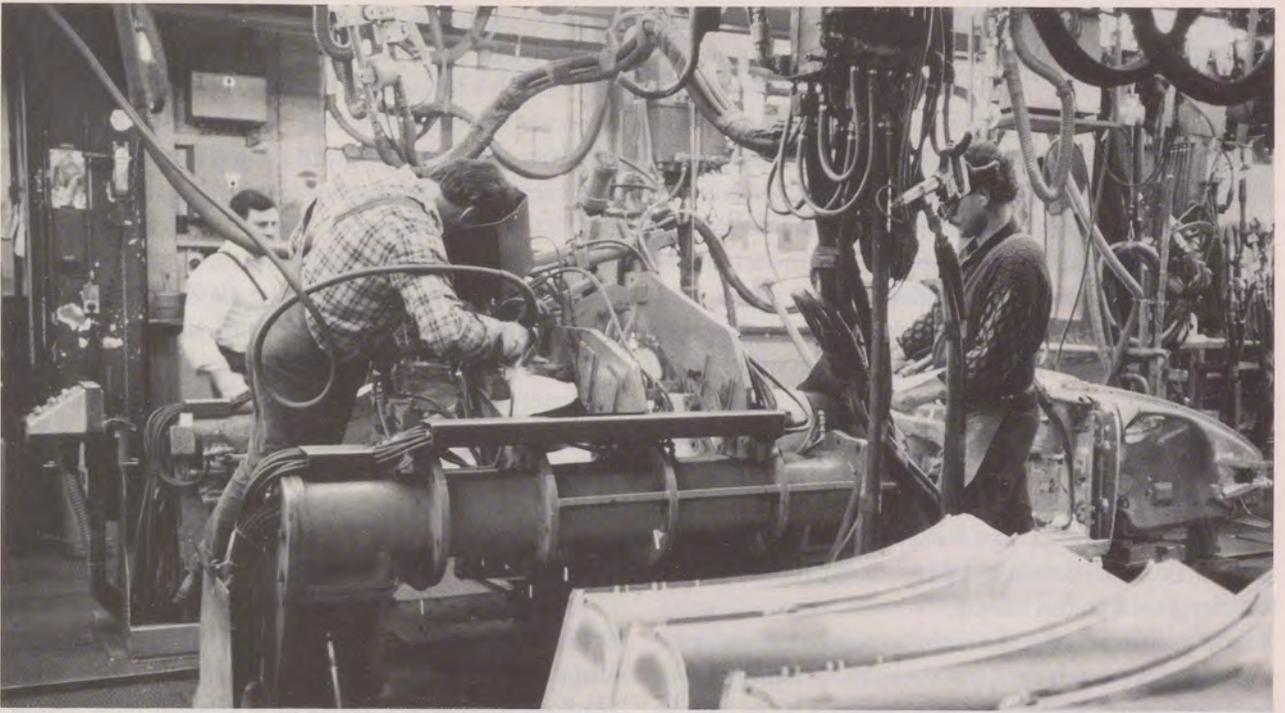
Am Beispiel der Ammoniaksynthese etwa wird die Ambivalenz technisch-wissenschaftlicher Rationalität thematisiert: Die um 1911 von Fritz Haber entdeckte und von Carl Bosch bei der BASF in Ludwigshafen erstmals profitabel durchgeführte Ammoniaksynthese bildete die Voraussetzung einerseits für die Herstellung von Stickstoff-Kunstdünger, andererseits für die Salpeterproduktion, mit der die gräßlichen Materialschlachten des Ersten Weltkrieges erst möglich wurden. Die Gefahren der Atomenergie und die Vernichtung, die von ihrer militärischen Nutzung ausgehen kann, werden in der Ausstellung um den bereits erwähnten Karlsruher Forschungsreaktor angesprochen, die Frage der Umweltverschmutzung durch ungehemmte Motorisierung am Beispiel des Automobilbaus. Die Rationalisierung im Büro erfährt als radikaler Wandel einer Arbeitswelt eine durchaus kritische Beleuchtung: Vom Prinzipalbüro alter Prägung, wo der Buchhalter mit Ärmelschonern am Stehpult unter den Augen des gestrengen Herrn Prinzipals endlos Zahlenkolonnen notierte, zur entfremdeten Bildschirmarbeit im Großraumbüro. Gleichsam am Schluß und – wenn dieser Vergleich erlaubt ist – mit einem Bein schon in der Zukunft stehen eine CNC (= Computerized Numerical Control)-Drehmaschine sowie ein autotür-schweißender Arbeitsroboter aus Wolfsburg und damit die Frage: Sieht so der industrielle Arbeitsplatz, sieht so der Facharbeiter der Zukunft aus?

Mit der Raum-Zeit-Spirale geht eine thematische Umgewichtung einher. Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, um so mehr verlagert sich der museale Schwerpunkt von einer konservierenden, historisch-berichtenden Präsentation, also von der Frage nach der Welt, aus der wir kommen, hin zu einer Mitarbeit, ja ideell wie materiell Engagement erreichenden Erlebnisraum, und damit hin zu einer aktiven Auseinandersetzung mit der Frage der Veränderbarkeit dieser Welt, in der wir leben. So wenig sich der auch nur mäßig aufmerksame Besucher der Stringenz des angebotenen Rundgangs zu Beginn der Ausstellung entziehen kann, so schwer jedoch wird selbst dem sensibilisierten und motivierten Betrachter die Rezeption der dem 20. Jahrhundert gewidmeten Abteilungen fallen. Die bis dahin verfolgte historische Orientierung soll bewußt aufgelöst werden, befinden wir uns doch in «unserer»

Welt, in der Gegenwart. Doch die vormalig berechtigt kühnen Ein- und Durchblicke geraten hier zum verwirrenden Amalgam, die Ausstellungseinheiten zerfließen förmlich ineinander, da trennende Elemente zwischen ihnen weitgehend fehlen. Solange die Besucher nicht wenigstens auf einem vom Museum vorzuschlagenden oder im eigentlichen Wortsinne vorgezeichneten Weg, also durch Hinweisschilder oder Wegmarken, durch die Masse der zeitgeschichtlichen Eindrücke geschleust werden, so lange werden sie, ohnehin ermattet vom bisher aufgenommenen Stoff, sich orientierungslos von Teilaspekt zu Teilaspekt, von Exponat zu Exponat schiebend, immer wieder zwischen den Themen wechselnd, vor lauter Bäumen den Wald nicht finden können. Auch eine deutlichere, sinnvollere Abfolge der textlichen Erläuterungen wäre auf dieser Ebene sehr wünschenswert.

Stoff und Anregungen für mehrere Besuche im Museum

Einrichtungen wie das Mannheimer Museum leiden unter bestimmten museumspädagogischen Eigenesetzlichkeiten. Von Anbeginn lag eines der zentralen Probleme des *Landesmuseums für Technik und Arbeit* in seiner Größe: der Wucht des Baus, der Ausdehnung der Räume, der Exponatfülle, der wahrhaft das ganze soziale Leben umfassenden Thematik. Das Thema «Technik und Arbeit» in einem einzigen Besuch und ein für allemal abzuhaaken, kann und will nicht Ziel des Museums sein. Wer zu lange in der Ausstellung verweilt, der wird von der Moderne gleichsam erschlagen. Es ist durchaus möglich, daß nach einem sich notwendigerweise über mehrere Stunden hinziehenden ersten Durchgang der Eindruck des inneren Chaos zurückbleibt, des Unvermögens, das Gezeigte zu erfassen und zu verarbeiten. Aber der Besucher soll ja wiederkommen, das nächste Mal andere und neue Aspekte entdecken oder Gesehenes vertiefen. Nur, weiß das der Erstbesucher, wenn er mit dem Aufzug zum Ausstellungsrundgang hinauffährt? Hier wären einführende Hinweise sicher hilfreich. In Mannheim weiß man um diese Probleme. Wer sich etwa einer der vielen vom Museum angebotenen Führungen anschließt, der wird gezielter durch die Ausstellung geschleust und damit besser informiert. Das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* ist auf selektives Erfassen angelegt, also nicht auf ein lineares Abschreiten der im wesentlichen chronologischen Ausstellung, sondern auf thematische Längsschnitte, die in der Tat phantastische Möglichkeiten eröffnen. So könnte man sich vorstellen,



Fließbandarbeit bei Porsche Mitte der 80er-Jahre (oben), nachgestellt im Landesmuseum (unten).

durch die Vielfalt der Abteilungen unter ganz verschiedenen Blickwinkeln geführt zu werden. Etwa unter spezieller Berücksichtigung der Entdeckung und Weiterentwicklung maschineller Antriebssysteme oder des Siegeszugs der modernen Energiegewinnung: vom hölzernen Tretrad zur Solarenergie. Aber auch zu sozialen Themen wie «Frauenarbeit vom Barock bis heute» oder nach dem Ausdruck von «Macht- und Herrschaftsverhältnissen in Technik und Arbeit». Der Phantasie sind hier keine

Grenzen gesetzt. Warum aber diese Führungen nicht auch als selbstführende Rundgänge konzipieren? Nicht jeder Besucher möchte im Pulk von einem noch so kompetenten und geschulten Museumsmitarbeiter am Gängelband geführt werden. Als Voraussetzung für individuelle Entdeckungsreisen bedarf es allerdings noch vieler weiterer Texttafeln und spezieller Leporellos, die vom Museum ohnehin geplant sind. Diesbezügliche Lücken sind nicht zuletzt auf den von den Politikern geforder-

ten, vielleicht einige Monate zu früh erfolgten Eröffnungstermin im letzten Herbst zurückzuführen. Das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* stellt unzweifelhaft einen Giganten dar in der baden-württembergischen Museumslandschaft – und entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als ein Exot, der auch im internationalen Vergleich durchaus bestehen kann. Das Überführen einer geschichtlichen Ausstellung in Fragen zu aktuellen, technischen und gesellschaftspolitischen Entwicklungen darf als außergewöhnlich gelten und erscheint geradezu als Verkörperung fachhistorischen und musealen Selbstverständnisses. Wechselnde Sonderausstellungen, 1991 etwa zur Problematik der die Arbeiter besonders belastenden «Kontischicht», werden gerade diesen Aspekt des neuen Mannheimer Museums in den nächsten Jahren noch mehr in den Vordergrund treten lassen.

Das Museum beschreitet nicht nur im Konzeptionellen, sondern auch im Gestalterischen neue, aufregende Wege. Viele Aspekte zeugen von aufgeschlossener, ja mutiger Experimentierfreudigkeit. Daß dabei der eine oder andere Versuch auch mißlungen ist – die für die Inszenierungen zuständigen Graphiker und Innenarchitekten etwa gingen ihre Arbeit vielleicht teilweise zu couragiert an –, schmälert

den exzeptionellen Wert des Mannheimer Museums nicht. Auch wenn die Realisierung des zweiten Teils des Museums – Ingeborg Kuhlers 135-Millionen-Mark-Bau sollte nur den Auftakt darstellen – wohl noch sehr lange – und vielleicht ewig – auf sich warten lassen wird, ist das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* als gelungener Wurf zu bezeichnen. Man wird gespannt sein dürfen, welche Veränderungen im Detail, aber auch im Großen die Zukunft bringen wird, denn nichts sei endgültig, die Präsentation stets im Fließen. Zumindest Interessantes wird man erwarten dürfen; nicht zuletzt die etwa 120 Planstellen und der Jahresetat von rund 17 Millionen Mark stehen für diese Annahme.

Landesmuseum für Technik und Arbeit, Mannheim

Öffnungszeiten:

Dienstag–Sonntag 10–17 Uhr, Mittwoch 10–20 Uhr, Montag geschlossen.

Eintritt: DM 4.– (Erwachsene), DM 2.– (Schüler, Studenten, Gruppen).

Führungen durch die ständige Ausstellung und zu Sonderausstellungen werden unter (0621) 292-4730 angenommen. Eine Führung umfaßt maximal 30 Teilnehmer.



In Szene gesetzt: Die Welt der Großstadt um 1900.

Von den Anfängen des Radsports – dargestellt am Beispiel der Oberamtsstadt Rottenburg¹

Tamara Citovics

Kurz vor Beginn des 20. Jahrhunderts gründeten in Rottenburg eine Handvoll Männer – Beamte, Kaufleute, Handwerker – einen Radfahrverein. Damit hatte nun auch die Bischofsstadt den Anschluß an das neue Zeitalter gefunden, das im Zeichen des Individualverkehrs steht. Mit ihrer Pionierleistung waren sie die ersten im Oberamt Rottenburg, doch das neue Fortbewegungsmittel veränderte ungefähr seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hauptsächlich in größeren Städten das Straßenbild, spaltete die Bevölkerung in Befürworter und in Gegner. Mit Verordnungen versuchten einzelne Regierungen, die öffentliche Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen. Die württembergische Regierung in Stuttgart spielte dabei eine Vorreiterrolle; am 16. September 1888 – im selben Jahr verdrängte das heute noch übliche Niederrad das Hochrad – erließ sie die *Verfügung betreffend den Radfahr- (Velociped) Verkehr*².

Doch weder spezielle Radfahrverordnungen noch die Ablehnung weiter Bevölkerungskreise bremsten den Siegeszug des Velocipeds, das unter dem Druck amerikanischer Importe immer erschwinglicher wurde. Kostete ein Rad um 1870 noch zwischen 750 und 600 Reichsmark, so sank der Preis bis 1900 auf 110 bis 140 Reichsmark. Das Fahrrad wurde zum Massenverkehrsmittel³.

*Handwerker, Gewerbler und Zugezogene
gründen 1899 den Rottenburger «Radfahrverein»*

Aber das Rad diente nie nur als Fortbewegungsmittel. Kunstradfahren und Radrennen kamen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts auf. Dabei blieb es zunächst nur der männlichen Jugend vorbehalten, derart die Kräfte zu messen und den Körper zu härten.

Auch der 1899 in Rottenburg gegründete «Radfahrverein 1899» fühlte sich dem Radsport im Freien verpflichtet. Federführend wirkte der aus Breitenkößbach bei Bamberg wegen des Gefängnisbaus zugezogene Bauamtswerkmeister Albrecht Tröger. Er stand dem Verein bis 1902 vor, dessen Gründung ohne viel Aufhebens erfolgt war. Zunächst blühte er im Stillen, bis im Sommer 1900 das erste Wettfahren auf der Straße von Rottenburg nach Tübingen bis zum Weilheimer Kneiple die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf ihn lenkte. Auch der Einzelhandel reagierte auf das neu erwachte Bedürfnis, das sich in der Stadt zu regen begann. Im Juni 1900 warb

als erster in der *Rottenburger Zeitung* Fridolin Lorer – Vereinsmitglied des «R. V. 1899» – für seine Nähmaschinen, Fahrräder und Zubehörteile⁴.

Unter den dreißig Radpionieren Rottenburgs spielten vor allem Handwerker eine wichtige Rolle, was dem geringen Industrialisierungsgrad der Stadt entsprach. So kamen zwölf Männer aus dem «Gewerbestand», die Wirte und Kaufleute waren mit sechs Männern vertreten. Beamte und sonstige Berufsgruppen (Frisör, Fotograf, Monteur) kamen auf je fünf Nennungen. Bei zwei Mitgliedern ließ sich im nachhinein der Beruf nicht mehr ermitteln. Interessant ist ferner, daß ein Drittel aller Sportbegeisterten zum Zeitpunkt ihrer Mitgliedschaft erst seit kurzem in Rottenburg lebte, wie z.B. der Vereinsgründer, der erst am 3. Februar 1900 in die Bürgerliste eingetragen worden war. Oder wie Oberaufseher Josef Berger, der 1856 in Steinbach bei Schwäbisch Hall geboren worden ist und seit Januar 1891 in der Rottenburger Bürgerliste steht⁵. Der Radfahrverein ermöglichte es also den «Neu-Rottenburgern», sich sozial zu integrieren, ohne auf allzu festgefahrene Strukturen zu stoßen. Und er ist ein Beispiel für die innovative Funktion der Zugezogenen, die sich «anders» verhalten konnten.

1902 zwangen berufliche Gründe den Bauamtswerkmeister Albrecht Tröger, nach Tübingen umzuziehen. Dort wirkte er beim Bau des chemischen Instituts, der Haut- und Ohrenklinik sowie beim Umbau des evangelischen Stifts mit⁶. Doch ganz brach die Beziehung zum «R. V. 1899» nie ab. Bei den engen personellen Verflechtungen wunderte auch das sportliche Band nicht, das beide Radfahrvereine lange Jahre miteinander verband. So war nicht nur Tröger als Vorstand des Tübinger Radfahrvereins «Pfeil» bei der Bannerweihe im Juni 1904 in Rottenburg dabei.

Während der junge Radfahrverein bei auswärtigen Sportveranstaltungen im Korsofahren – hier fahren alle Mitglieder «wie an einer Schnur» in Formation – oder in Straßenrennen Preise erradelte, die er werbewirksam in den Schaufenstern von Vereinsmitgliedern ausstellte, braute sich in der Oberamtsstadt Rottenburg ein Unwetter zusammen. 1906 entlud es sich als Gewitter; der erste ernsthafte Konflikt mit der Stadtverwaltung mußte ausgefochten werden. Dabei zeigte es sich, daß die Stadt beim Versuch, die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu bewahren, am längeren Hebel saß und das Recht auf ihrer Seite wußte. Nach Meinung der Verwaltung verwechsel-

ten nämlich vor allem junge Leute die Straßen mit Rennbahnen, gefährdeten Passanten und Verkehr. Abhilfe erhoffte man sich auf dem Rathaus von einer strengen Radfahrordnung, die nahezu den gesamten Innenstadtbereich für radelnde Radler sperrte. Nur bei «zuverlässigen» Personen war die Stadt gewillt, Ausnahmen zu machen. Selbst Einwände des Vereins, seine Mitglieder zu ordnungsgemäßem Fahren zu veranlassen, blieben wirkungslos. Am 15. Mai 1906 trat die Rottenburger Radfahrordnung in Kraft. Sie galt zunächst auf ein Jahr, indem sich auch alle Radlerinnen und Radler mit einer Radfahrkarte auszuweisen hatten, die auf dem Rathaus für drei Mark zu erwerben war. 1907/08 stellte man dort für 173 Personen eine solche Karte aus und nahm dafür 519 Mark ein⁷.

Der zweite Rottenburger Radfahrverein «Wanderer» propagiert das Reigenfahren

1921 kam Bewegung in die Radlerszene der Stadt Rottenburg. Am 30. November 1921 versammelten sich auf Anregung der beiden ehemaligen Mitglieder des «R. V. 1899», Kaufmann Eugen Baltzer und Oberaufseher Josef Berger, etwa achtzehn Sportfreunde im Gasthof «Zum Falken» am Sülchertor. Dort führte Kaufmann Baltzer aus, daß in Rottenburg ein zweiter Radfahrer Verein ebenso lebensfähig wie auch bedürftig sei! Die Anwesenden teilten seine Meinung, und bald wurde der zweite Radfahrverein auf den Namen «Wanderer» aus der Taufe gehoben⁸. Sportlich brachte er in zweierlei Hinsicht Neues für Rottenburg: Das Reigenfahren und die Frauenmitgliedschaft.

Die Gründe für diese Spaltung – so manches Mitglied des «R. V. 1899» wechselte über in den neuen Verein – lassen sich nachträglich nicht mehr eindeutig festmachen. Vielleicht hatte der Vereinsbeschuß des «R. V. 1899» vom 3. Juni 1921 dazu beigetragen, der die Mitgliedschaft an den Kauf eines teuren Sportanzugs knüpfte⁹. Vielleicht war es auch das geringe Interesse, das der «R. V. 1899» dem Hallensport entgegenbrachte und dem sich die «Wanderer» besonders widmen wollten. Dies um so mehr, da ihre Attraktivität von neuen Inhalten abhing. Das Reigenfahren in der Halle konnte da eine Magnetwirkung ausüben.

Diese für das Publikum beschauliche Rad- und Körperbeherrschung kam um die Mitte der 1880er Jahre auf. Doch seinen Aufschwung erhielt das Reigenfahren mit dem Sieg des Niederrads. Die Jahre von 1896 bis 1900 gelten als die eigentlichen Geburtsjahre des modernen Reigenfahrens, bei dem es auf Gewandheit, Sicherheit, Eleganz und nur manch-

mal auf kleine Tricks ankommt. Die Vorteile des in geschlossener Mannschaft von sechs bis zwölf Radlern gedachten Formationsfahrens liegen auf der Hand: So konnte auch während der Winterabende trainiert werden, die Übungen förderten den Gruppenzusammenhalt und die Selbstbeherrschung. Kein Wunder, daß viele Befürworter diese Verbindung von körperlicher und geistiger Schulung bei sportlicher Leistung priesen und damit dem Sport noch eine allgemein erzieherische Aufgabe zuschrieben. Diese Funktionen des Sports beschrieb 1925 die *Rottenburger Zeitung*, als sie die Leistungen des «R. V. 1899» anlässlich der 25-Jahr-Feier lobte: *Man gewann den Eindruck, daß sich die Mitglieder der doppelten Bedeutung ihrer Sportausübung bewusst sind: Einerseits als eines Mittels zum Zweck der Körper- und Willensübung, andererseits als Darstellung der Kraft, Beweglichkeit und Anmut, der Beherrschung des Gegenstandes und des Spiels mit der Schwerkraft*¹⁰. Selbstverständlich wurden beim Reigenfahren spezielle Saalmaschinen benutzt, die stabiler gebaut waren und z. B. einen größeren Lenkungswinkel besaßen, um die Unfallgefahr zu verringern.

Die publikumswirksame Übergabe der neuen Saalmaschinen am 11. Februar 1922 an die Fahrer des «Wanderer» bei der Gründungsfeier unterstrich die Bedeutung des Reigenfahrens. *Es war keine Enttäuschung!*, jubelte die *Rottenburger Zeitung*. *Die feierliche Uebergabe der Räder durch eine Fee in magischem Licht beleuchtet, die Fahrer auf der Bühne in schönem malerischem Kostüm gaben den Auftakt des anschließenden Reigens*¹¹. Die Entscheidung des Ausschusses im Februar 1922, zweimal wöchentlich zu üben, war nur folgerichtig¹². Da aber die städtische Turnhalle selten frei war, zahlte es sich aus, daß einige Wirte Mitglied waren. Nicht nur Gustav Holzherr stellte im Lauf der Zeit einen Saal in der «Silberburg» zur Verfügung. Und die Mühe lohnte sich! Die Reigenmannschaft brachte Preise mit nach Hause wie z. B. im Mai 1922 von den Bezirksmeisterschaften in Reutlingen oder am 25. Juni 1922 von der Bannerweihe des Radfahrvereins «Vorwärts» in Dettingen. Dort begeisterte sogar die Kunstfertigkeit der Fahrer einen Zuschauer so sehr, daß dieser den Fahrern prompt 50 Mark in die Hand drückte, *da er solches noch nie gesehen und nicht für möglich gehalten hätte*¹³. Die öffentliche Anerkennung der Leistungen und die anfängliche Euphorie dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Reigenfahren eine mühsame Sache war, für die viele Sportfreunde nur bedingt etwas übrig hatten. So wurden die teuren Saalmaschinen auch zur Personenbeförderung benutzt¹⁴, 1923 ist sogar vom *Sorgenkind Reigenfahren* die Rede¹⁵.

Radfahrer-Verein Rottenburg a. Neckar.



All



Heil!



Rottenburg, Datum des Poststempels.

Liebwerte Sportsgenossen!

Am 5. Juni ort. hält der Verein unter dem Ehren-Vorsitz unseres allverehrten Herrn Stadtschultheiß Wirthhofer sein



Stiftungsfest mit Bannerweihe



verbunden mit großem

Preisblumenforso & Weitpreistourenfahrt.

Wir erlauben uns, Sie zu dieser Feier geziemendst einzuladen und dürfen Sie versichert sein, daß wir mit der ganzen Bürgerschaft wetteifern, Ihnen in unserer freundlichen Feststadt mit ihrer neu erbauten prächtigen Festhalle den Aufenthalt so genüßreich und angenehm als nur möglich zu gestalten.

Es sei daher am 5. Juni d. J. für jeden Radler die Lösung:

„Aufs Rad nach Rottenburg“!

Mit sportskameradschaftlichem All Heil!

Radfahrer-Verein Rottenburg a. N.

Im Namen des Festausschusses

I. Vorstand:
Fritz Manthe.

II. Vorstand:
Josef Pfeiffer.

Schriftwart:
Heinrich Mangold.



© 1904, Rottenburg a. N.



Rottenburger Radfahrverein «Wanderer»: die Sechser-Reigenmannschaft mit der Radwartin und Vereinsfunktionären nach dem Sieg im Jugendreigenfahren 1925 in Urach.

Frauen als Partnerinnen im Sport – in der Bischofsstadt bis zur Eheschließung

Der Erste Weltkrieg brachte nicht nur den Sturz der Monarchie, er schwächte auch die angestammten Amtsgewalten und änderte die traditionelle Geschlechterbeziehung zwischen Mann und Frau. Von den neuen Freiheiten profitierten vor allem die Frauen, die im kulturellen und gesellschaftlichen Leben der Weimarer Zeit eine wichtige Rolle spielten. Der «Wanderer» reagierte auf die neuen Bedürfnisse und öffnete sich auch dem weiblichen Teil der Bevölkerung. Wenige Monate nach seiner Gründung, im Januar 1922, trat die erste Frau, Rosa Vollmer, als Zögling in den bisher ausschließlich Männern vorbehaltenen Verein ein¹⁶. Knapp einen Monat später zog der «Bruderverein» nach und nahm als erstes Mitglied vom schönen Geschlecht Maria Schnell in seine Reihen auf¹⁷. Seit Oktober 1922 gab's beim «R. V. 1899» sogar den ersten Damenfahrwart. Dies deutet darauf hin, daß Maria Schnell Nachahmerinnen in der Frauenwelt Rottenburgs gefunden hat.

Die Radlerinnen standen ihren Sportkollegen in nichts nach. So startete 1923 in Tübingen beim ersten Radfahrfest des im November 1922 vom Tübinger «R. V. Pfeil» und dem «R. V. 1899» gegründeten neuen Bezirks Oberer Neckargau auch eine Frauen-

mannschaft des «R. V. 1899». Die Radlerin des Rottenburger Vereins holte dabei den 1. Preis, der zusammen mit anderen Trophäen im Schaufenster der Witwe Schnell ausgestellt wurde¹⁸. Die Leistungen der Frauen beim Vereinsrennen 1924 entlockten dem Protokollanten Bewunderung: *Sie sind alle gefahren wie der Wind: Senioren, Mitglieder, Zöglinge, und Damen, letztere einfach großartig*¹⁹.

Parallel zu ihrem sportlichen Engagement brachten die Frauen auch immer ihre künstlerisch-kreativen Fähigkeiten ein, um das Vereinsleben angenehm zu gestalten. Sie sangen bei Feiern, schmückten die Räume oder nähten Sportanzüge. Bei festlichen Anlässen, mit Schärpen und Blumenkränzen geschmückt, wurden sie selbst zum Schmuck ihres Vereins.

Dennoch blieben die Männer in beiden Radfahrvereinen weitestgehend unter sich. Beim «R. V. 1899» erreichten 1925 die Frauen mit dreizehn Mitgliedern unter 149 Aktiven den höchsten Stand. Der Anteil sank kontinuierlich bis auf zwei Frauen unter 96 Mitgliedern im Jahre 1933. Dabei verhinderten auch gesellschaftliche Konventionen im katholischen Rottenburg, daß sich mehr Frauen länger im Verein organisierten: Die Eheschließung markierte einen Wendepunkt in ihrem Freizeitverhalten. Während nämlich das gesellschaftliche Bild des Mannes als Ehemann und Vater durchaus mit seiner Vereins-

mitgliedschaft vereinbar war, erschwerte das bürgerliche Verhaltensmuster der Hausfrau und Mutter vielen Frauen ein außerhäusliches Engagement, wenn es nicht karitativen Zwecken diente. Andererseits mochte auch die Hinwendung zum Konkurrenz und Leistung betonenden Radsport an den Bedürfnissen vieler Frauen vorbeigegangen sein, so daß diese sich anderen Freizeitaktivitäten zuwandten.

Ein kühner Plan: Der «Radfahrverein 1899» will eine Radfahrralle bauen

Doch nicht nur der Radsportverein «Wanderer» hatte langfristig Probleme, seine Mitglieder für diese zeitaufwendige Sportart in den Pedalen zu halten. Nachdem der «R. V. 1899» im März 1922 Saalmaschinen angeschafft hatte, lösten sich auch hier über die Jahre hin Desinteresse und Begeisterung fürs Reigenfahren ab. Noch eine weitere Schwierigkeit teilten sich beide Vereine: die fehlenden Übungsmöglichkeiten. Da half auch der Beschluß des «R. V. 1899» vom Juni 1922 nichts, die Turnhalle so oft wie möglich zum Üben zu benützen, wenn diese anderen Vereinen vorbehalten blieb²⁰. Am 26. Januar 1924 – nach der Inflation und Währungsreform – faßte der «R. V. 1899» einen wahrhaft kühnen Plan: den Bau einer eigenen Radfahrralle. Dem Verein war es ernst. Er bat sofort den Gemeinderat um einen öffentlichen Platz und setzte einen Bauausschuß ein. Die Stadt zeigte sich kooperativ und stellte Grund und Boden bei der Schießmauer zur Verfügung. Das weckte Hoffnungen, zumal nach der Besichtigung alle Beteiligten zufrieden waren. Im Interesse des Radsports wollte der «R. V. 1899» dieses große Projekt zusammen mit dem «Wanderer» anpacken. *Man kann nur wünschen, daß es zum Klappen kommt, um endlich einmal in dieser Hinsicht festen Fuß zu haben*, notierte Protokollant Ludwig Wendelstein²¹.

Zunächst verhinderte die steigende Arbeitslosigkeit mit ihren ökonomischen und sozialen Folgen den gewünschten festen Fuß. *Ob die Sache bei dieser enormen Geldknappheit zum Klappen kommt, muß abgewartet werden*, bringt Protokollant Ludwig Wendelstein seine Skepsis zu Papier²². 1924 und 1925 kam das Projekt «Fahrralle» nicht voran. Im Mai 1926 stellte die Stadt endgültig den Platz bei der Schießmauer zur Verfügung. Der Verein – vielleicht schon ungeduldig – wollte endlich Nägel mit Köpfen machen und bat Mitglied Bauwerkmeister August Küster darum, einen Plan anzufertigen²³. Nach seinen Berechnungen beliefen sich die Kosten auf 6000 Mark; er selber kassiert erst einmal 120 Mark für seine

«Gefälligkeit»²⁴. Im Oktober 1926 entschied sich der Verein dann dafür, die Fahrhalle auf einem gemeindeeigenen Platz bei Siebenlinden zu bauen. Doch aus all den Plänen und Hoffnungen wurde nichts: Der Verein sollte nie eine eigene Halle besitzen. Dennoch hieß das nicht das «Aus» für's Reigenfahren. Noch 1932 wurden zwei neue Saalmaschinen angeschafft. Auf derselben Sitzung kam aber auch der Radball zur Sprache, für den jedoch erst im April 1933 Maschinen der Marke «Triumph» bestellt wurden. Im Nationalsozialismus sank das Reigenfahren zur Bedeutungslosigkeit herab. Dem neuen Zeitgeist entsprach der Radball, der die Konkurrenz und den Einzelkampf förderte, mehr als Gewandtheit und Eleganz des Reigenfahrens. Die Grundidee der Ende des 19. Jahrhunderts von Irland und England nach Deutschland eingeführten Sportart ist einfach und erinnert an Fußball: Zwei Parteien von zwei und vier Spielern versuchen, einen Ball ins gegnerische Tor zu treiben. Der Bodenkontakt mit den Füßen ist nicht erlaubt. Hier fesselte den Zuschauer der *Kampf Mann gegen Mann*, wie Ende des 19. Jahrhunderts Lothar Nitz in seinem Buch «*Hohe Schule des Rads*» jubelte und den Radball als die *Krone des Radsports* pries²⁵.

Inflation und Arbeitslosigkeit der Mitglieder verändern das sportliche Repertoire

Ohne Zweifel drückten Inflation und Massenarbeitslosigkeit den Vereinsaktivitäten ihren Stempel auf. So sanken beim «R. V. 1899» die Mitgliedszahlen von 205 im Jahr 1925 auf 149 ein Jahr später. Die Vereine mußten sich auf die wirtschaftliche Situation ihrer Mitglieder einstellen, wollten sie diese nicht verlieren. Neben dem Leistungssport nahmen beide Rottenburger Vereine vermehrt auch sozialintegrative Aufgaben wahr. 1926, auf dem Höhepunkt der Arbeitslosigkeit, schlug auf der schlecht besuchten Versammlung des Vereins «Wanderer» Fahrwart Karl Heckler vor, künftig mehr Ausfahrten zu machen, da viele Mitglieder arbeitslos seien und wenig Geld hätten²⁶. 1930 stellte der Verein sogar sein geplantes Vereinsrennen zugunsten eines Mai-Ausflugs zurück, was *von allen Seiten begrüßt* wurde²⁷.

Stärker noch als der «Wanderer» bemühte sich der «R. V. 1899» darum, die arbeitslosen Mitglieder ins Vereinsgeschehen einzubinden. Wettfahrten und die Teilnahme an Radfahrfesten wurden zugunsten preiswerter Ausfahrten und Vereinsrennen zurückgestellt. So nahmen 1925 Mitglieder des «R. V. 1899» dreimal an Wettfahrten außerhalb Rottenburgs teil, aber mindestens an drei Ausfahrten und

gen und Theateraufführungen das Publikum begeistern wollte. Wie schmal aber der Grad zwischen einem qualitätvollen Abend und gefährlicher Selbstüberschätzung ist, verdeutlichen die Anfangsschwierigkeiten des Vereins «Wanderer» bei seinen ersten Gehversuchen auf dem gesellschaftlichen Parkett.

Schwierig mochte es allemal gewesen sein, wollte sich der «Wanderer» doch auch im festlichen Bereich vom «Bruderverein» unterscheiden. Der geringe Erfolg bei der Herbstfeier 1922 stachelte da den Ehrgeiz nur noch mehr an. Die Winterfeier sollte alles wettmachen. Im Dezember wies Vorstand Eugen Baltzer darauf hin, *daß es nach der Herbstfeier, die leider nicht in allen Teilen eine gleich günstige Beurteilung finden konnte, unbedingt ratsam erscheine, mit einem Programm an die Öffentlichkeit zu treten, das genügend sei, die erlittene Schlappe wieder auszuwetzen und den alten guten Ruf des «Wanderer» wieder herzustellen*²⁸. Die für den 20. und 21. Januar 1923 geplante Vorführung des *Freischütz* sollte zur Ehrenrettung des Vereins beitragen. Doch schon der Termin für die Winterfeier mußte verschoben werden, da die Gesangstücke nicht gut genug saßen. Im März 1923 stand die Premiere des *Freischütz* noch immer aus. Auf der Monatsversammlung erfuhren die Anwesenden Genaueres: *Zur größten Verwunderung aller Anwesenden entwickelte G. Vollmer ein recht trostloses Bild, notierte Protokollant Paul Witzemann, da wie auf Verabredung alle Hauptpersonen, die bisher mit Be-*

geisterung sich der Sache widmeten, ihre Mitwirkung absagten. Für diese unerfreuliche Wendung der Dinge machte man beim «Wanderer» besonders die *Wühlarbeit des R. V. 1899* und anderer Freunde verantwortlich²⁹.

Die Nationalsozialisten erzwingen Zusammenschluß zum «Radfahrverein Rottenburg»

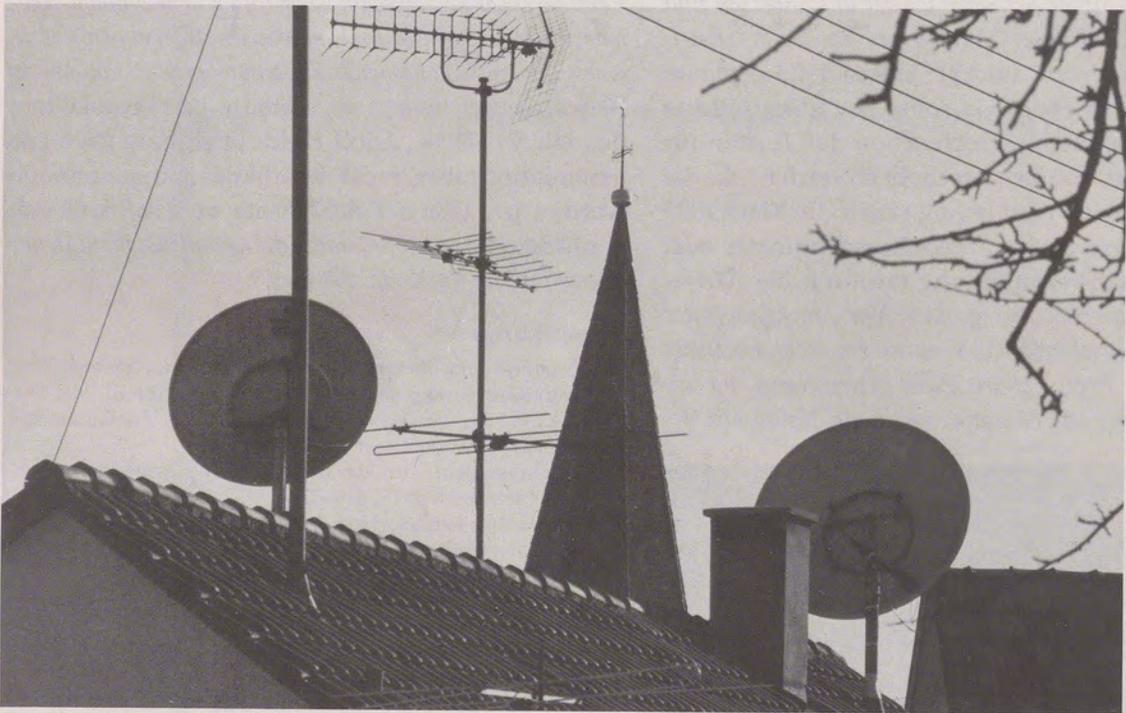
Das Jahr 1934 markierte das Ende beider Vereine. Im Zuge nationalsozialistischer Politik wurden sie zum «Radfahrverein Rottenburg» zusammengeschlossen. Am 2. Juni 1934 hoben 30 Mitglieder in der Gaststätte «Waldhorn» beim Dom den neuen Verein aus der Taufe, in dem sich beide Vereine die Vorstands- und Ausschusssitze teilten. Der «R. V. 1899» stellte den ersten Vorsitzenden. *Nun sind die beiden Vereine zusammengeschmolzen unter dem Namen Radfahrer-Verein Rottenburg und wünsche dem neuen Verein eine gute emporkommende Zusammenarbeit, um das zu bleiben, was er bisher war,* notierte der Protokollant des «R. V. 1899», Adolf Held. Daß diese Zwangsvereinigung aber nicht konfliktlos hingenommen worden ist, läßt der Schlußsatz im Protokollbuch vermuten: *Gegen 12.00 nahm die armanisch verlaufende Versammlung ihr Ende. All Heil*³⁰.

Anmerkungen:

- 1 Erweiterte und überarbeitete, mit Fußnoten versehene Fassung eines Vortrags an der VHS Rottenburg vom 10. Mai 1990 mit dem Titel «Reigen-Blumenkorso-Radball. Zur Geschichte der beiden Rottenburger Radfahrvereine.»
- 2 Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg vom 16. September 1888, S. 319–320
- 3 Hans-Erhard Lessing (Hrsg.): *Fahrradkultur. Der Höhepunkt um 1900.* Hamburg 1982, S. 17
- 4 Rottenburger Zeitung vom 3. Juni 1900
- 5 Stadtarchiv Rottenburg, Bürgerliste
- 6 Tübinger Chronik vom 3. September 1928
- 7 Stadtarchiv Rottenburg, Bürgermeisterrechnung 1907/08
- 8 Protokoll «Wanderer» vom 30. November 1921
- 9 Protokoll «R. V. 1899» vom 3. Juni 1921
- 10 Rottenburger Zeitung vom 25. Mai 1925
- 11 Ebenda 15. Februar 1922
- 12 Protokoll «Wanderer» vom 14. Februar 1922
- 13 Ebenda 29. Juni 1922
- 14 Ebenda 13. Juni 1922
- 15 Ebenda 24. März 1923
- 16 Ebenda 17. Januar 1922
- 17 Protokoll «R. V. 1899» vom 16. Februar 1922
- 18 Ebenda 8. Juli 1923
- 19 Ebenda Juli 1924
- 20 Ebenda 16. Juni 1922
- 21 Ebenda 17. Februar 1924
- 22 Ebenda 21. März 1924
- 23 Ebenda 29. April 1926
- 24 Ebenda 24. Juni 1926
- 25 Lothar Nitz: *Die hohe Schule des Rads.* Berlin o. J.
- 26 Protokoll «Wanderer» vom 15. Mai 1926
- 27 Ebenda 28. Juni 1930
- 28 Ebenda 19. Dezember 1922
- 29 Ebenda 24. März 1923
- 30 Protokoll «R. V. 1899» vom 2. Juni 1934



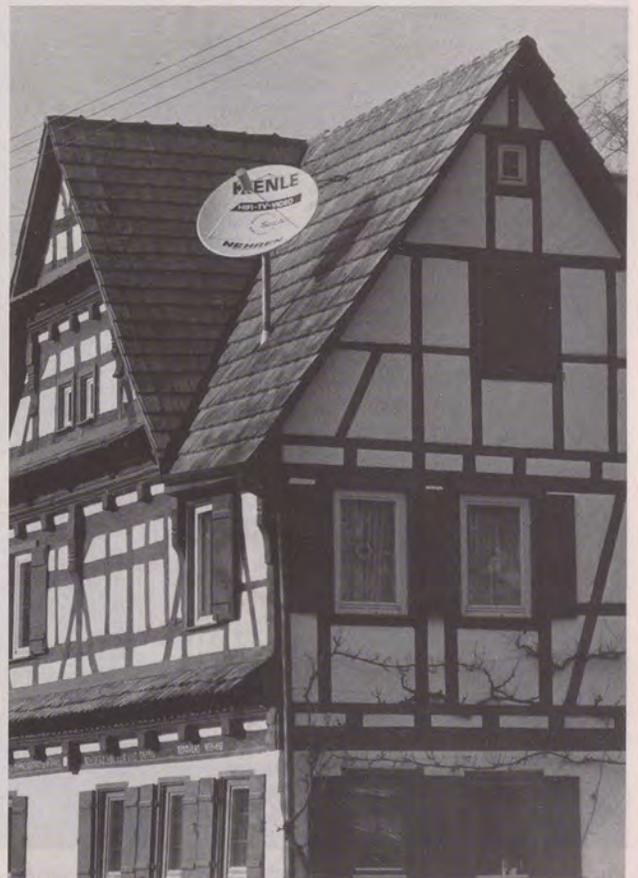
Bei einem Fest der Stadt Rottenburg: Mitglieder des Radfahrvereins «Wanderer» beim Blumenkorsofahren.



Unser Dorf soll schöner werden: Satellitenschüsseln

Im Umkreis von Tübingen sind dem Kirchentellinsfurter Fotografen *Manfred Grohe* an vielen Häusern riesige Salatschüsseln aufgefallen, genauer gesagt: unangenehm aufgefallen. Vor allem in ländlichen Gebieten, wo die Bundespost wegen mangelnder Rentabilität nicht verkabeln wird, richten immer mehr Leute eine Parabolantenne, so der offizielle Name, auf einen der Satelliten Astra 1 A, der in 36000 km Höhe über dem Äquator schwebt, funkt sechzehn Programme zur Erde, ergänzt von Kopernikus, der Hörfunk- und Fernsehprogramme ausstrahlt. Da der Parabolspiegel, der die ausgesandten Signale empfängt, «freie Sicht» zum Satelliten haben muß, werden die Schüsseln unübersehbar an den Außenwänden der Häuser und auf den Dächern angebracht. Seit dem 1. Februar dieses Jahres muß der Schritt ins neue TV-Zeitalter nicht mehr gemeldet werden, die Bundespost begnügt sich mit einer Prüfnummer für die Anlage.

Nicht nur Ästheten empfinden die meist hellen, auf irgendeinen Punkt im Weltall ausgerichteten Schüsseln als unschön und dem Gesamtbild eines Gebäudes abträglich, doch rechtliche Handhaben dagegen besitzen die Behörden nur, wenn denkmalschutzrechtliche Belange berührt werden. Bei einem einfachen oder eingetragenen Kulturdenkmal kann die Parabolantenne verboten werden. Ansonsten kann sich jeder Bürger auf Artikel 5 des Grundgesetzes, auf die Informationsfreiheit, berufen. Heidelberg hat seit dem Herbst 1990 für seine Altstadt eine genehmigte Satzung, die die Parabolspiegel einschränkt. Im § 6 wird bei den Gestaltungsanforderungen folgendes verlangt: «Zulässige Satellitenempfangsanlagen sind auf dem von der öffentlichen Verkehrsfläche abgewandten Teil der Grundstücke auf dem Erdboden zu errichten. Wo dies räumlich oder technisch nicht möglich ist, sind sie – soweit die Empfangsanlage dies zuläßt – auf der von der öffentlichen Verkehrsfläche abgewandten Gebäudeseite unterhalb der Firstlinie des Daches zu errichten.» Eine Formulierung, die die Stadt Tübingen in ihre Ortsbausatzungen übernehmen will.



In der Vergangenheit großgeschrieben: Walheim zur Römerzeit

Dieter Kapff

Walheim am Neckar ist mit seinen rund 2700 Einwohnern heute eine der kleinsten und ärmsten Gemeinden im Landkreis Ludwigsburg. Das war nicht immer so. Damals, als die Römer hier das Sagen hatten, vor rund 1800 Jahren, war Walheim nämlich ein belebter und dicht besiedelter Ort mit florierender Wirtschaft gewesen: zwischen Bad Wimpfen und Köngen sicher der bedeutendste am Neckar. Ein zentraler Ort. Das haben die mehrjährigen Ausgrabungen der Archäologen des Landesdenkmalamts ergeben. Die Wissenschaftler haben dabei nicht nur eine Fülle interessanter Funde geborgen, sondern die stummen Geschichtszeugen auch zum Reden gebracht. So wurde ein Stück heimatlicher Vergangenheit lebendig, das soweit zurückliegt, daß es darüber keine anderen, keine schriftlichen Quellen gibt: Die Römerzeit am mittleren Neckar. Ausgelöst durch den Bau einer Umgehungsstraße und die Ausweisung eines Wohn- und Gewerbegebiets im Gewann *Badstube* haben die Landesarchäologen 1980 bis 1988 insgesamt vier Hektar Fläche zwischen dem nördlichen Ortsrand und der B 27

untersucht. Es waren zeitweise die umfangreichsten römerzeitlichen Ausgrabungen im ganzen Land, und sie bildeten einen Schwerpunkt der Landesarchäologie. Die *Grabungen* wurden 1988 abgeschlossen; die Auswertung der Funde und Befunde hat erst begonnen und verspricht noch manche Überraschung. Mit der *Einweihung des Museums Römerhaus* mit seinen einmaligen Befunden hat das kleine Walheim eine weit über die lokalen Grenzen hinaus wirkende kulturelle und heimatgeschichtliche Attraktion erhalten.

*Numeruskastell Walheim,
das älteste bekannte Römerlager am Neckarlimes*

Es war im Jahre 83 n. Chr., als Kaiser Domitian den ständigen Bedrohungen durch den germanischen Stamm der Chatten mit einem Feldzug ein Ende bereitere. Mit starker Streitmacht rückte er im Frühjahr vom Ober- und Mittelrhein her aus und schnitt die Chatten im freien Germanien von ihren Fluchtburgen im bewaldeten Taunus ab, von wo aus sie



Eingang zum Museum Römerhaus Walheim, Kreis Ludwigsburg, mit Jupitergigantensäule und kleinem Lapidarium.



Im Walheimer Museum Römerhaus: vorne der Keller der römischen Markthalle, dahinter Gang und Aussichtssteg.

immer wieder zu Überfällen ins römische Reichsgebiet aufgebrochen waren. Die Grenzlinie, den Limes, ließ er in den folgenden zwei Jahren mit Kastellen und Wachtürmen sichern. Vom Rhein zum Main war so der 178 km lange Taunus-Wetterau-Limes entstanden. Zwischen Main und Neckar blieb im Odenwald zunächst eine Linie unbefestigt. Am Neckar ist dann die «nasse Grenze» in den 90er Jahren durch Kastelle gesichert worden. Am Neckarlimes entstanden in Bad Wimpfen, Heilbronn-Böckingen, Walheim, Benningen, Bad Cannstatt und Königern Kastelle für die römischen Hilfstruppen. Doch zuvor schon, kurz nach 85, haben offenbar römische Vorausabteilungen das Gelände sondiert und nach günstigen Standorten für die befestigten Kasernen gesucht. Knapp zehn Jahre bevor das heute unter dem Ortskern Walheims liegende, 2,1 Hektar große *Kohortenkastell* für eine mit Reitern verstärkte Infanterietruppe angelegt wurde, hatte es in Walheim schon ein Römerkastell gegeben. Es war nur 0,6 Hektar groß und bot einer etwa 150 Mann starken Einheit, einem *numerus*, Platz. Dieses kleine Numeruskastell war 1982 beim Straßenbau entdeckt worden und ist das bisher älteste bekannte Kastell am mittleren Neckar. Zwei 4 und

2,5 Meter breite Spitzgräben umgaben die Anlage, die von einer aus Holz und Erde – mit vorgeblendeten Rasensoden – konstruierten Mauer umgeben war. Drei Tore – im Nordosten, Südosten und Südwesten – hatte das Lager, das mit seiner Front zum Neckar, also gegen das Ausland, wies. Zwei aus Holz gezimmerte Türme sicherten beidseits die Tordurchfahrten. In den Kastelecken, und an den Langseiten auch dazwischen, standen weitere Wehrtürme. Im rückwärtigen, größeren Teil des Kastells, das die Abmessungen 60 mal 100 Meter hatte, waren die Kommandantur und auch Soldatenunterkünfte untergebracht.

Nach dem Jahr 95 und noch vor der Jahrhundertwende, das belegen die Funde, ist das Numeruskastell aufgegeben, die Fläche einplaniert und dann mit zivilen Häusern überbaut worden. Das schon seit 1886 bekannte Kohortenkastell, in dem vermutlich die in Spanien rekrutierte *Cohors I Asturum equitata* in Garnison gelegen hatte, und das zuerst in Holz-Erde-Bauweise errichtet und in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts dann in Stein ausgebaut wurde, hatte seine Aufgabe übernommen. Die Sicherung und Überwachung des Neckarlimes endete dann nach der Mitte des 2. Jahrhunderts. Die Wal-



Gesamtplan der 1980 bis 1988 in Walheim freigelegten jüngeren Bauten aus provinzialrömischer Zeit nördlich des Baumbachs, der links als dunkler Winkel markiert ist. Das früheste Kastell am Neckarlimes ist erkennbar und der Plan des Vicus. Nr. 19 ist das Handelshaus oder die Markthalle.

heimer Besetzung wurde an den obergermanischen Limes nach Mainhardt vorverlegt, ihr Kastell in Walheim aufgegeben.

30 Häuser des provinzialrömischen Lagerdorfs ausgegraben, 30 Tonnen Keramik geborgen

War die Entdeckung des ältesten Kastells in Walheim für die Fachleute schon eine Überraschung gewesen, so hat ihr Wissen über die Siedlungsentwicklung und Siedlungsstruktur eines provinzialrömischen Lagerdorfs eine großartige Bereicherung erfahren. Die Flächengrabungen in dem noch nicht überbauten Gebiet – wo gibt es das heute sonst noch am Neckar? – haben viele neue Erkenntnisse gebracht. Allein 30 Häuser sind ausgegraben, 30 Tonnen Keramik geborgen worden. Diese Zahlen sagen freilich längst nicht alles.

Um das an einem Neckarübergang, wenige Kilometer unterhalb der Enzeinmündung auf einer Hochterrasse gelegene Kohortenkastell hatte sich offenbar rasch ein größeres Lagerdorf gebildet, in dem die Angehörigen der Soldaten, die Händler und Handwerker, Wirte und Dirnen und sonstige

Dienstleistungsbetriebe unterkamen. Es ist einer der umfangreichsten Siedlungskomplexe der Römerzeit in Süddeutschland, den die Archäologen Stück um Stück freigelegt und untersucht haben. Im Süden des Kohortenkastells, entlang der Straße nach Benningen, waren schon 1968 in Flur Hofstatt Siedlungsreste, besonders Teile einer sechs Meter hohen Jupitergigantensäule aus Stubensandstein, entdeckt worden, die etwa um 200 n. Chr. geschaffen worden war. Auch nach Westen dehnte sich das Lagerdorf aus. Im Norden erstreckte sich die Siedlung über den Baumbach hinaus, längs der Straße nach Heilbronn-Böckingen, die mitten durch das neuentdeckte Numeruskastell führte. Lange und handtuchschmale Holzhäuser, sogenannte Streifenhäuser, wurden dort in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts mit der Schmalseite zur Straße errichtet. Diese Anordnung erlaubte, möglichst vielen Hausherrn einen direkten Zugang zur Straße zu geben. Die Vorräte lagerten in mit Brettern verschalteten Erdkellern unter den Häusern.

Als das Numeruskastell aufgelassen war, konnte längs der alten Befestigung und im rechten Winkel zur Straße eine Querstraße angelegt werden, an der

weitere *Streifenhäuser*, nun bereits auf dem Kastellgelände stehend, errichtet wurden. Auch sie sind überwiegend aus Holz gebaut gewesen, besaßen aber einen mörtellos aufgemauerten Steinkeller. Deutlich läßt sich hier die typische Einteilung dieser bis zu 30 Meter langen, aber weniger als zehn Meter breiten Streifenhäuser studieren, die ja die charakteristische Hausform in den römischen Lagerdörfern war. An der Straßenseite lag über dem Keller ein überdachter Vorplatz, auf dem der Händler seine Waren anbot. Nach hinten folgte der Wohntrakt mit dem Zugang zum Keller. Hintenhinaus lagen Schlafräum und eventuell ein beheizbarer (Bade-)Raum. Von dort aus gelangte man schließlich in den Garten hinter dem Haus oder, bei Handwerkern, in die Werkstatt. Je drei dieser Reihenhäuser waren zusammengebaut, wobei immer nur eines einen ungefähr 15 Quadratmeter großen beheizbaren Raum aufwies, ein im Winter sicher hochwillkommener Wohnkomfort.

Um 150 n. Chr.: Nach dem Abzug der Soldaten blüht die Siedlung auf

Um die Mitte des 2. Jahrhunderts sind große Teile der Holzbebauung eingeäschert worden. Ob es sich dabei um ein Schadensfeuer gehandelt hat oder um einen planmäßigen «heißen Abbruch», ist den Archäologen noch nicht ganz klar. Man kann vermu-



Kerzenständer, gefunden in Walheim, 11,5 cm hoch: Bronzestatuetten eines Gladiators als Fackelträger.

Unten: Streifenhäuser des provincialrömischen Handelsplatzes Walheim, dessen lateinischer Name nicht bekannt ist.





Kultraum und Keller in einem römischen Haus bei der Gärtnerei, links.

ten, daß dies mit dem Abzug des Militärs in Verbindung stand. Anders als man bisher geglaubt hatte und in den Lagerdörfern Böckingen, Benningen, Cannstatt nachweisen konnte, bedeutete der Wegzug der Soldaten keinen wirtschaftlichen Einbruch, keinen Niedergang des Dorfes. Im Gegenteil: Walheim, dessen römischer Name nicht bekannt ist, blühte nach der Mitte des 2. Jahrhunderts erst richtig auf. Jetzt wurde die Bebauung längs der Hauptstraße neu gestaltet und planmäßig in Stein ausgebaut, das Gelände vorher teilweise meterhoch aufgeschüttet. Östlich der Straße entstanden mehrgeschossige Streifenhäuser, eines ziegelgedeckt. Ausgeprägte Portiken, von Pfeilern oder Säulen getragene Vorhallen, säumten die Straße. Dimension und Aussehen der Gebäude wuchsen. Im Keller hatte sich ein *Hausherr* einen *Kultraum* einrichten lassen mit einem völlig ungewöhnlichen, an eine Altarmensa erinnernden rechteckigen Steintisch. Und auf der gegenüberliegenden Straßenseite flanierte der Passant an einem öffentlichen Tempel vorbei, mit repräsentativer Vorhalle und zentral angeordneter Nische in der Rückwand, wo das Götterbild

stand. Einige Schritte weiter stand er dann vor einem bisher absolut einmaligen Römergebäude, dessen Ruine im Museum Römerhaus wie in einer begehbaren Vitrine zu besichtigen ist und den Stolz Walheims ausmacht.

Riesige, 48 Meter lange Markthalle

1986 war das ungewöhnliche Gebäude von den Archäologen untersucht worden. Es mißt 48 mal 15 Meter und erstreckt sich der Länge nach zwischen der Hauptstraße und einer westlichen Parallelstraße. Noch 1,5 Meter hoch war das aufgehende Mauerwerk. Mauerstärke und ein Entlastungsbogen lassen erkennen, daß das Bauwerk einmal zweistöckig gewesen war. Die ganze östliche Hälfte nimmt eine große Halle ein, deren durch riesige Schiebetüren abgetrennte Vorhalle von der Hauptstraße aus mit Wagen befahrbar war. Die westliche Hälfte des Bauwerks war stärker gegliedert. Südlich eines Mittelgangs, dessen Fußboden aus tonnenschweren Steinplatten bestand, trennte eine Säulenreihe einen länglichen Raum ab, wo vermutlich

Händler ihre Waren feilboten. Daran schloß sich ein Schnellimbiß mit Backöfen und ein größerer mit Fußbodenheizung ausgestatteter Raum an. Auf der anderen Seite des Mittelgangs dominierte ein 5 mal 8 Meter großer Raum, in dem auf großen Steinklötzen eine übermannshohe Standwaage ruhte: das Reich des Wiegemeisters. Hervorzuheben noch ein Glanzstück römischer Mauertechnik: der Keller mit



Westseite des Walheimer Handelshauses aus römischer Zeit: abgenutzte Schwelle, Angelloch für ein Tor, vorne Steinplattenboden mit Wasserrille.

Unten: Steinkeller unter dem Gebäude 22 mit Standspuren der Amphoren.



Luftschacht und Nischen, in dem ein runder Steinisch stand. Die Wasserversorgung und Abwasserentsorgung geschahen durch einen Brunnen im Haus und durch eine Wasserrinne im Mittelgang: Bei Marktende konnte der Dreck einfach weggeschwemmt werden. Eine Latrine war auch vorhanden.

Die Zweckbestimmung dieses Gebäudes fiel den Wissenschaftlern zunächst schwer. Fest stand nur, daß es ein öffentliches Bauwerk war und, das ließen die stark abgelaufenen Türschwellesteine erkennen, daß es regen Publikumsverkehr gekannt hatte. Das legt die Deutung einer Markthalle, eines Staats-handelskontors nahe. Der Befund ist nicht nur für die engere Heimat, sondern auch überregional so bedeutend, daß es gelang, die Handelshaus-Ruine durch eine Umplanung samt Grundstückstausch an Ort und Stelle zu erhalten. Sogar eine ungefähre Datierung ist möglich: Das Holz für die Brunnenstube war ums Jahr 166 geschlagen worden.

Töpfereien und Hafengebäuden, Bad und villa rustica

Am Rande des römischen Dorfes sind noch einige andere Gebäude entdeckt worden. Im Westen eine *villa rustica*, also ein Gutshof, von einer Hofmauer umgeben. Noch in unmittelbarer Nähe der Siedlung Walheim war also der fruchtbare Lößboden im Nekartal genutzt worden. Im Nordosten des Grabungsareals kamen östlich der Hauptstraße zwei wohl zusammengehörige Baukomplexe zum Vorschein, von denen einer, 20 mal 8 Meter groß, mit Sicherheit ein Bad war. Mehr im Südosten stießen die Landesarchäologen am Rande des Grabungsgebiets auf Teile eines mehrgliedrigen, auch beheizbaren Bauwerks, das nicht zur übrigen Bebauung paßt. Es steht an der tiefsten Stelle und zählte vermutlich zu den römischen Hafenanlagen. Bereits 1957 war in der Nähe, in Flur *Mühlwiesen*, ein Römerhaus ausgegraben worden, das als Hafenzollamt bezeichnet worden war.

Außerdem sind in Walheim drei ausgedehnte römische Töpfereien am Ortsrand und auf dem Gelände des aufgelassenen Kohortenkastells untersucht worden. Da diese brandgefährlichen Betriebe Abstand halten mußten zur Wohnbebauung, ergibt sich daraus, daß das Gelände des großen Kastells nach der Abkommandierung der Truppen offenbar nicht oder nur zu geringen Teilen von ziviler Bebauung in Anspruch genommen wurde.

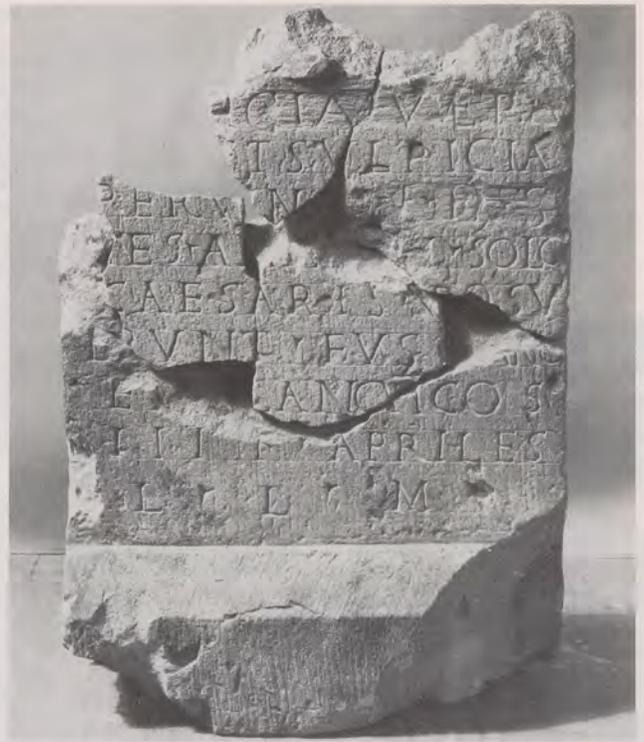
Aufschlußreich waren die Ausgrabungen auch, was die Veränderung der Topographie seit der Römerzeit betrifft. Im Westen sind die Befunde schlechter

erhalten, weil Wind und Regen und auch der Pflug das Erdreich im Lauf der Jahrhunderte um bis zu 1,5 Meter abgetragen hatten. Zum Neckar zu liegt das Römische dagegen unter einer etwa gleich dicken aufgeschwemmten Schicht. Das Bett lag damals weiter westlich als heute. Die Untersuchungen ergaben, daß der Baumbach, der hier in den Neckar mündet, zur Römerzeit seinen Knick nach Süden erhalten hatte. Man hatte seinen Lauf verändert, um Baugrund zu gewinnen, der freilich erst durch Aufplanierung die Gebäude – die dort bezeichnenderweise keinen Keller haben – aus der Hochwasserzone heraushob. Die Nähe zum Wasser muß aber so wichtig gewesen sein, daß man derartige Unannehmlichkeiten in Kauf nahm. Denn dort lag der Neckarhafen der Römer, der für den Warentransport von entscheidender Bedeutung war.

Straffe Planung auf kaiserlichem Grund, um Überschüsse auf dem Neckar zu exportieren

In Walheim hat, wie sonst nirgendwo in Obergermanien, die Möglichkeit bestanden, der Struktur eines römischen Dorfes auf die Spur zu kommen. Und das war wichtig, auch wenn die Walheimer Ergebnisse nicht einfach zu verallgemeinern sind. Denn hier ist offenbar nach dem Abzug der Truppen eine Siedlung mit ganz neuem Charakter entstanden, wie man sie vielleicht in Römerstädten und in Italien, ganz sicher aber nicht im provinziellen Neckarland erwartet hätte. Ein rechtwinkliges Straßennetz mit Häuserquartieren setzt voraus, daß ein starker politischer Wille und eine Grundplanung vorhanden waren, daß das Land zuvor vermessen und daß Parzellen geschaffen wurden. Alles orientierte sich am ältesten Kastell. Eine Erklärung fanden die Archäologen in einem der sieben, mit allerlei Material zugefüllten Brunnen: einen Weihstein für den Bau eines Tempels *in solo caesaris*, also auf kaiserlichem Boden. Das heißt: Das Land war auch nach dem Abzug der Soldaten im Privatbesitz des Kaisers geblieben. Und der hat wohl die Neuplanung mit all den stattlichen öffentlichen Gebäuden veranlaßt. Die Inschrift erlaubt übrigens eine präzise Datierung ins Frühjahr 188.

Bis nach Rom dürfte zu jener Zeit die Kunde gelangt sein, daß das mittlere Neckarland mit seinen Lößböden ungewöhnlich fruchtbar und für die Überschußproduktion von Lebensmitteln bestens geeignet sei. Kein anderer Landstrich in der Provinz Obergermanien war zur Römerzeit so dicht mit Gutshöfen besiedelt gewesen und dabei politisch so zuverlässig und militärisch ruhig. Wissenschaftler vermuten, daß die Vorverlegung der Truppen um



Weihstein für einen Tempel auf kaiserlichem Boden: I . . . SOLO CAESARIS (vierte und fünfte Zeile). 68 cm hoch, im Brunnen gefunden.

rund 30 Kilometer an den obergermanischen Limes auch dem Zweck gegolten hat, das Ackerland östlich des Neckars ins Reich miteinzubeziehen. Walheim war offenbar die Aufgabe zugeordnet, zentraler Ort für Handel, Umschlag und Transport landwirtschaftlicher Güter aus der ganzen Region zu sein. Versorgt wurden mit den Gütern aus dem ländlichen Raum, damals wie heute, die Städte und vor allem das Militär. Der Neckar diente als rascher und billiger Transportweg. Die Bedeutung des Neckarhafens in Walheim wird von daher verständlich; und ebenso das ungewöhnlich große Handelshaus in Hafennähe, das ansehnliche Lagerkapazität aufwies, der Bewertung – Wiegen von großen Chargen – und wohl auch der Bezahlung der angelieferten Waren und, in bescheidenerem Umfang, auch dem Verkauf der Krämerwaren diente. Finanzamt und Proviantamt, Regionalmesse und lokaler Wochenmarkt und wohl noch anderes mehr, das waren seine Funktionen. Man wird nicht fehlgehen, hier auch den Amtssitz eines inschriftlich genannten Benefiziaris zu vermuten, eines Legionssoldaten mit Sonderaufgaben, der diesen sehr verantwortungsvollen, Entschlußfreudigkeit, Tatkraft und Organisationstalent fordernden Posten auf Zeit übernommen hatte, um dadurch seine militärische Karriere zu beschleunigen.

Bellius Plautus hieß der Mann und war damit aus-

weislich seines Namens ein Kelte. Diese Herkunft teilte er mit den meisten Dorfbewohnern, die als Händler und Handwerker in Walheim offenbar recht gut verdienten. Die Qualität der Funde und Befunde und auch deren Menge lassen auf eine überdurchschnittliche Wohlhabenheit der Bewohner schließen. Da der *Fundkomplex* zu den größten im Lande zählt, lassen sich daraus durchaus gewisse, allgemeine und vergleichende Aussagen machen. So fällt unter den Keramikfunden der hohe Prozentsatz an edlem *Tafelgeschirr*, der *terra sigillata*, auf. Aus den Brunnen bargen die Archäologen knapp hundert Steinskulpturen, darunter auch halbfertige, die aus einer am Ort gelegenen Bildhauwerkstatt stammen müssen. Auch die überdurchschnittlich ausgestatteten Gräber und die mehr als 250 Fundmünzen passen in dieses Bild.

Walheim: der Ortsname bezeugt römisch sprechende Bevölkerung nach dem Eindringen der Alamannen

Gerade an den Funden von Münzen, von denen keine aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts stammt, aber auch an den ausgedehnten Brandschichten und schweren Zerstörungen läßt sich ablesen, daß das reiche römische Walheim zu den bevorzugten Zielen der Alamannen bei ihren Einfällen in den Jahren 233/235 gehört hatte. Damals sind

Schätze vor den anrückenden Räubern und Plünderern versteckt und hinterher nicht mehr aus dem Versteck geborgen worden, – vermutlich, weil der Besitzer getötet oder geflohen war. Die vielen Steinskulpturen, meist Jupiter, Merkur, Mars, Diana und Venus darstellend, aber auch die keltische Epona und noch viele andere Gottheiten und Genien geben ebenso wie ein steinernes Schutzhäuschen für Votivfiguren Einblick in die Religionswelt der Walheimer vor 1800 Jahren. Die Götterbilder waren fast alle zerschlagen. Die Alamannen demonstrierten damit die Überlegenheit ihrer Götter über die römischen, die sie dann noch symbolisch ersäuften, indem sie sie in die Brunnen warfen.

Von diesem Überfall hat sich das blühende Walheim nie mehr erholt. Als der Limes unter dem Ansturm der Alamannen 259/60 endgültig fiel und das römische Militär zurückwich, war hier nicht mehr viel zu holen. Geblieben aber war eine größere Zahl von Menschen, die von der römischen Kultur und der lateinischen Sprache geprägt waren, von Welschen, die sich darin von den Alamannen und Franken unterschieden; das zeigt der Ortsname Walheim. Die große Katastrophe überlebt hatten freilich überwiegend die unteren Bevölkerungsschichten, die sich nun unter die neue, germanische Herrschaft schickten, wie sie ehemals unter der römischen gelebt hatten.



So präsentierte sich im Juli 1986 den Archäologen und neugierigen Besuchern in Walheim das römische Handelshaus.

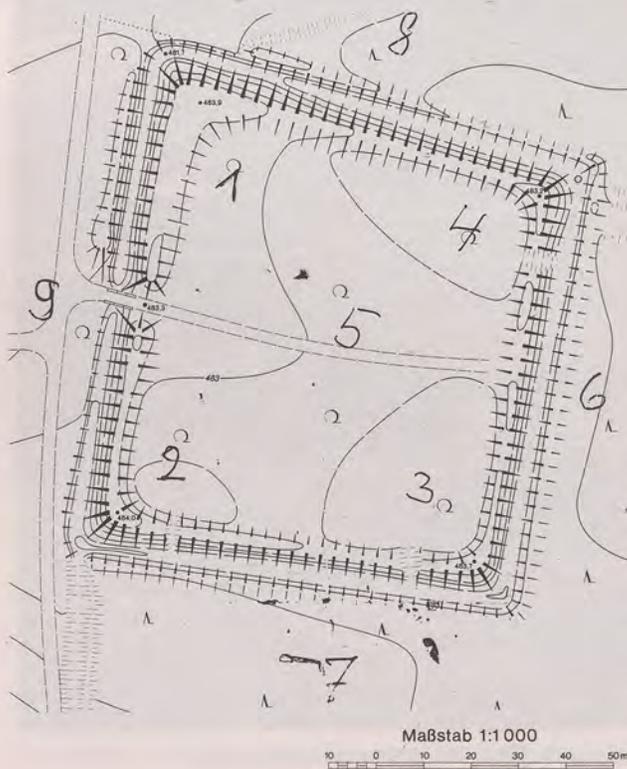
Erste chemische Bodenuntersuchung einer keltischen Viereckschanze

Julius Beeser

Fast einhellig ist die Ansicht, daß die keltischen Viereckschanzen weder Wehranlagen noch Viehgehege gewesen seien; man nimmt vielmehr an, sie seien heilige Haine gewesen. Für Wehranlagen hält sie heute niemand mehr. Letztmals verfocht Bartholomäus Eberl 1932 die Theorie vom Viehgehege – *Die Viereckschanze bei Oligshofen*, Schwäbisches Museum 8 –, bis sie dann der Autor, auf die Indizien für und wider eingehend, erstmals erneut aufgriff, vgl. Schwäbische Heimat 1988/2, S. 134–152. Dort war am Schluß eine chemische Bodenuntersuchung angeregt worden: Abfälle und Exkremente von Menschen und Tieren hinterlassen im Boden schwer lösliche Phosphate. Deren nachweisliche Dichte müßte naturgemäß weit höher sein, falls die Viereckschanzen als Gehege für zahlreiches Vieh genutzt wurden, als wenn sie heilige Haine und damit wohl nur gelegentlich benützte Kultstätten gewesen wären.

Nach vorheriger Absprache mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg veranlaßte der Autor die Entnahme von Bodenproben und deren chemische Untersuchungen an der ausgezeichnet erhaltenen Viereckschanze, die in Sichtweite ostwärts des

Topographischer Plan der Viereckschanze bei Langenburg, Kreis Schwäbisch Hall. Die Ziffern von 1 bis 9 markieren die Stellen, an denen Bodenproben entnommen worden sind.



Ortsrandes von Langenburg liegt. Dr. R. Schmid von der Landesanstalt für landwirtschaftliche Chemie an der Universität Hohenheim entnahm etwa 130 Bodenproben innerhalb und außerhalb der Schanze. Etwa zwei Drittel davon wurden aus Bodentiefen bis 30 cm entnommen, das übrige Drittel aus 30 bis 60 cm. Fünf der Bohrungsgruppen wurden innerhalb der Umwallung entnommen, vier weitere an je einer Außenseite etwa ein bis zwei Dutzend Meter neben der Umwallung.

Um es vorwegzunehmen: Die Ergebnisse dieser ersten chemischen Bodenuntersuchung einer keltischen Viereckschanze bedeuten zunächst einen Rückschlag zum Nachteil der Theorie vom Viehgehege und damit ein neues, durchaus gewichtiges Argument zugunsten der Theorie vom Weihbezirk; sie erreichen allerdings nicht die Qualität eines letztlichen Beweises.

Hier die zusammengefaßte Erläuterung des Untersuchungsberichtes vom 6. Februar 1991: «Ziel der Untersuchungen war, durch Bestimmung des Phosphatgehalts in Bodenproben herauszufinden, ob eine Keltenviereckschanze als eine Art Pferch für Vieh genutzt wurde. Die Exkremente der Tiere sind phosphatreich. Das Phosphat wird im Boden festgehalten und ist auch nach langer Zeit noch nachweisbar. Fände man innerhalb der Schanze deutlich höhere Phosphatgehalte als außerhalb, so wäre dies ein starkes Indiz für diese Art der Nutzung.

In den etwa 130 Bodenproben wurden zwei Phosphatfraktionen ermittelt: das pflanzenverfügbare (CAL-Methode) und das nachlieferbare (salzsäurelöslich). Zur weiteren Charakterisierung des Bodens wurden noch der pH-Wert, der freie kohlensaure Kalk sowie pflanzenverfügbares Kalium und Magnesium bestimmt.

Die verfügbaren Phosphatanteile sind als niedrig anzusehen, sie sind zwischen Ober- und Unterboden ziemlich gleichmäßig verteilt, was darauf hindeutet, daß keine Phosphatzufuhr, z. B. durch Düngemaßnahmen, erfolgt ist. Dies gilt für außerhalb und innerhalb der Schanze. Die Phosphatvorräte schwanken in den einzelnen Teilflächen stark und sind in ihrer Menge als niedrig bis mittel einzustufen. Sie erlauben allerdings eine bessere Differenzierung als die pflanzenverfügbaren Anteile. Auf eine nur geringe Zufuhr durch Düngung weisen auch die niedrigen Kaliumgehalte hin, während die hohen Magnesiumgehalte als für den Keuper charakteristisch anzusehen sind.



Luftaufnahme von Nordosten der keltischen Viereckschanze bei Langenburg im Hohenloher Land. Deutlich zeichnet sich der ringsum laufende, wassergefüllte Graben ab.

Auffällig ist der ganz unterschiedliche Kalkzustand der beprobten Flächen (pH, % CaCO_3); er reicht vom sauren (pH = 4,7), kalkfreien bis zum neutralen, kalkhaltigen (7 bis 19 % CaCO_3) Boden. Entsprechend unterschiedlich wird auch das Phosphat festgehalten: im sauren Bereich als Eisen- und Aluminiumphosphate, im neutralen Bereich als Calciumphosphat. Das erschwert eine Interpretation der Phosphatgehalte. Bilanziert man die P_2O_5 -Vorräte «innen–außen» und gibt sie in g/m^2 an, so kommt man zu folgendem Ergebnis:

Phosphatvorräte im Boden (Mittelwerte in g/m^2)			
innerhalb der Schanze:	Oberboden		290
	Unterboden		350
außerhalb der Schanze:	Oberboden		165
	Unterboden		280»

Dieses Untersuchungsergebnis – wenn auch für den Auftraggeber als Verfechter der Theorie vom Viehgehege zugegebenermaßen enttäuschend – trägt erstmals das Gewicht chemischer Daten, also objektiver Indizien in die noch offene Diskussion. Es nötigt jedoch auch dazu, diesen «neuen», erfolgversprechenden Weg weiterzuverfolgen, um folgende verbleibende Unklarheiten auszuräumen:

1. Man könnte, wenn auch wenig wahrscheinlich, mit der Viereckschanze von Langenburg eine Anlage ausgewählt haben, die kurz nach ihrer damali-

gen Fertigstellung aufgegeben wurde. Daher hätten sich innerhalb des Gevierts nur unwesentlich höhere Phosphatablagerungen bilden können als außerhalb.

2. Die am Unterboden deutlich höheren Phosphatwerte könnten daher rühren, daß erst um die Tiefe von 60 cm herum die eigentlich phosphatträchtigen Schichten beginnen, daß sie also in größerer Tiefe untersucht werden müßten. Unterstellt man, daß sich jährlich nur etwa 1/3 mm neuen Humusbodens gebildet hatte, so würde das in zweitausend Jahren 66 cm Zuwachs ausmachen; erst darunter könnte die seinerzeitige Viehhaltung zu Phosphatablagerungen geführt haben. Ganz abgesehen davon, daß sich das einsickernde Phosphat im wesentlichen nicht auf, sondern wohl erst ein bis zwei Dezimeter unter der damaligen Erdoberfläche abgesetzt haben dürfte.

Nach alledem liegt es nahe, daß sich die archäologische Forschung in der Frage der Viereckschanzen nun ebenfalls der chemischen Untersuchungsmethoden bedient. So könnte mit geringem Aufwand der Boden an der Langenburger Viereckschanze von 60 cm Tiefe ab weiter untersucht und damit ein neuer wichtiger Aufschluß gewonnen werden. Weitere solche Untersuchungen an anderen Viereckschanzen würden absichern, daß bei Langenburg keine Zufallsergebnisse zu unrichtigen Verallgemeinerungen Anlaß geben würden.

Teil 3: Unsere Helferinnen und Hausgenossinnen

Heute, am ersten Dezember 1940, sitze ich wieder in meinem Stabsquartier und bin in die soldatische Umwelt versetzt. Der Vormittag trug anderes Gepräge: Ich nahm an der Jahrestagung der Inneren Mission in Württemberg teil, diesmal als bloßer Zuhörer und Zuschauer. Die Sorgen und Nöte unserer Liebesarbeit an den Gefährdeten, Alten, Kranken – meine eigentliche Lebensarbeit seit dem Ruf in die Innere Mission – steigen vor mir auf, aber stärker, eindrücklicher bleibt der Ruf zur Tat, zur Barmherzigkeit und zum Liebesdienst. Es muß zwar nicht immer die organisierte Tätigkeit sein; unserem Mitmenschen «Nächster» zu sein, ist Alltags- und Einzelruf. Vielleicht liegt in dieser Forderung des Herrn und Meisters auch für mich der tiefste Grund, von den Menschen etwas aufzuschreiben und meinen Kindern damit die Erinnerung an die Menschen zu erhalten, die uns als Helferinnen im Haus «Nächste» gewesen sind und denen wir es auch sein wollten. Sie haben es wohl nicht immer leicht gehabt, denn wir «Herren» haben unsere Launen, Schwächen, Fehler. So sollen diese Zeilen wenigstens ein Stück Abbitte sein aus dankbarem Herzen.

Auch sie gehören zum täglichen Brot. Das schmeckt als Bauernbrot auf die Dauer besser und ist zuträglicher als Zuckerbrot. So dürfen wir es im Rückblick auf vergangene Lebensjahrzehnte mit Dankbarkeit sagen: Unsere Helferinnen – mag man sie nun Magd oder Hausgehilfin oder Haustochter heißen – waren fast alle Bauernbrot, manchmal ein wenig altbackenschimmelig, auch etwas sauer und grob, aber verlässlich und zuträglich.

«*Mi hot mei Tante ledig ghätt*»

Den Reigen dieser unserer Hausgenossinnen, die Helferinnen waren, möge Rosa Regius eröffnen. Ein Name, der klingt und bedeutsam ist. Wenn man statt Rosa oder Rosalia – so hieß sie wohl ursprünglich – eine Rose Regius daraus machen würde, dann wäre es ein Name, würdig einer Romanheldin. Das war sie allerdings in Wirklichkeit nicht, weder äußerlich noch innerlich. Äußerlich eine bekleidete Bohnenstange, aus der Jahrhundertwende der Kleidung nach, dem Lebensalter nach einige Jahrzehnte vorher, ohne Zweifel im kanonischen Alter. Trotzdem hielt sie es als gute, ledige Katholikin – ob sie eine Jungfrau war, weiß ich nicht – für angezeigt, vor dem Antritt der Stelle bei uns den katholischen Pfarrer als ihren Beichtvater um seine Genehmi-

gung zu fragen. Sie habe einen «Neffen»; es wurde gemunkelt, er stehe der Tante noch näher. Ob er es gewesen ist, der einstens beim Schuleintritt auf die Frage des Lehrers nach Vater und Mutter antwortete: *I han koin Vatter und koi Muader, mi hot mei Tante ledig ghätt*. Ob es dieser «Neffe» gewesen ist, weiß ich nicht.

Der katholische Pfarrer scheint keine Bedenken gehabt zu haben. Jedenfalls trat sie ihren Dienst bei der Frau Pfarrer – ein Begriff, der ihrer katholischen Einstellung fremd, vielleicht sogar anstößig war – mit fröhlichem Gesicht und flinker Hand an. An unserer Tochter Inge hatte sie als Altledige eine besondere Freude. Und bei dieser Betreuung von Inge lernten wir schwäbische Worte, vorher uns unbekannt. Inge wurde von ihr *rüabig ond hofelig* in Windeln gewickelt und in einen Waschkorb gelegt, nicht einmal eine Krippe stand uns in den ersten acht Tagen zur Verfügung. Für die Kindsmutter war Rosalia ebenso besorgt, bei Nacht schnarchte sie allerdings durchdringend. Wenn ich nach Großengstingen, wo Inge geboren worden war, auf Besuch mit Lebensmitteln kam, legte sie mir als erstes



Immanuel Fischer (1888–1962) mit seiner Frau Marta und den Kindern Inge und Richard als Pfarrer in Hausen an der Lauchert im Jahre 1926.

meine Tochter auf den Arm und war sichtlich enttäuscht, keinen stärkeren Gefühlsausbruch mit Küssen und Kosen hervorzuzaubern, sondern nur sachliche Feststellungen. Wir waren jedenfalls froh an dieser gutmütigen Kindsfrau und nahmen sie nach Hausen an der Lauchert mit, bis die erwartete Pfarrmagd erschien. In Hausen hat dann die Rosalie in Küche und Holzstall nebenher sich betätigt: Spätzle einlegen, Büschele machen waren ihre Spezialitäten.

Sie fühlte sich wohl im evangelischen Pfarrhaus und hat ihrem Beichtvater, nach dem sie sich zusehends sehnte, keinerlei belastende Sünden beichten müssen – läßliche Sünden wird sie auch in katholischer Umgebung nicht ganz vermieden haben. Ob sie die Teilnahme am evangelischen Gottesdienst als eine «Sünde» gebeichtet hat oder zu beichten hatte, weiß ich nicht. In unserem Gästebuch hat sie unter ein paar Reimen von mir ihr zu Ehren mit ungelinker Hand ihr Rosalia Regius eingetragen. Und wenn später ihre Person uns mählich entschwinden ist, so sind wir ihr doch dankbar und sehen in ihr eine getreue Hausgenossin, die als fromme Katholikin vielleicht auch einen freundlichen Schimmer des «ketzerischen» Pfarrhauses in sich aufgenommen und weitergegeben hat. Vom katholischen Ortspfarrer hatte seinerzeit Rosalia acht Tage Aufenthalt im evangelischen Pfarrhaus genehmigt erhalten – neun Wochen war sie bei uns; also muß es zum Aushalten gewesen sein. Ihr Lob ist im Gästebuch gesungen.

Marie – eine muskelstarke Helferin

Ihre Nachfolgerin war schon eingetroffen, Marie Mauser – also die beiden ersten Helferinnen mit Stabreimnamen! Da konnte es nicht fehlen! Marie stammte von der Münsinger Alb, aus dem Pfarrdorf Gomadingen. Dort hatte unsere Frau und Mutter Martha in den dürrn Kriegsjahren sich zeitweise aufgehalten und etwas zugelegt, ohne allerdings über das «Schneidergewicht» hinauszukommen. Die Familie Mauser hatte eine mittlere Landwirtschaft, der Vater war zudem Gestütswart. So hätte es Marie eigentlich nicht nötig gehabt zu «dienen», aber sie wollte auch hinauskommen und etwas lernen. Ein Jahr nur war sie bei uns, dann wurde sie wieder heimgerufen.

In Hausen und im Haus hat sie sich bald und gut eingefunden. Als Äblerin verstand sie sich auf die Hausemer, und wir selber wurden auch ein wenig «hausemerisch». Wir fingen an, in diesen Notjahren nach dem Krieg, ein wenig uns selber zu versorgen: Wir hatten den Garten beim Haus – eine Wildnis



Hilde Wahl und Marta Lorch, die einzigen Konfirmandinnen Pfarrer Fischers im Jahr 1921.

beim ersten Anblick, also Arbeit für einen ehemaligen bosnischen Pfarrvikar –, dann ein Krautland mit einigen verkrebstem, abgängigen Bäumen ohne Ertrag, ebensolchen Träubleshecken. Zunächst wurde der Garten gerodet, neue Einfassungen gesetzt, ausgehackt und verbrannt. Meine Hausemer sahen es mit Wohlgefallen: *Macht's warm, Herr Pfarr?* war die ständige Ansprache der am Garten Vorüberziehenden; die Dorfkinder selber schauten durch die Latten stundenlang und unentwegt zu, mit den ganz Kleinen auf dem Arm. Der hier vergossene Schweiß war ohne Zweifel das beste Bindemittel zum Dorf, denn sie sahen im Pfarrer ein Stück Bauerntum. Kein Wunder, daß sie mich für einen gelernten Gärtner hielten und im Lauf der Zeit meinen Rat und meine Hilfe einholten. Bei diesen ländlichen Grab- und Rodungsarbeiten war Marie eine gewichtige, muskelstarke Helferin – nach Meinung der Frau Pfarrer wurde sie zu sehr im Garten beschäftigt statt im Haus. Aber auch hier stellte sie ihren Mann: waschen, putzen lief ihr von der Hand. Mit dem männlichen Teil der Hausemer Dorfjugend nahm sie trotz mancher Versuche zum «Bekanntschäftlesmachen» keine Fühlung auf, sie hielt auch gut zum Pfarrhaus und der Pfarrfamilie und war keine Schwätzerin beim abendlichen Wasser- und Milchholen.

Mit ihren landwirtschaftlichen Kenntnissen war sie auch als Aushilfe zusammen mit dem Pfarrherrn erwünscht. So haben wir im Morgenrauen manche Kleeäcker und Wiesen gemäht. Der Garten war nach ihrem Weggang im Blei und das Haus in Ordnung. Inge war ihr Liebling und wurde gut versorgt. Nach einem Jahr Dienst wurde sie wieder wegen Krankheit der Mutter heimgeholt. Sie kam später auf kurzen Besuch nach Hausen und Murrhardt, in letzteren Ort vornehm mit dem Kraftwagen, den ihr Bruder, aktiver Feldwebel oder Wachtmeister, sich erworben hatte. Heute wird sie eine rundliche Frau Mauser sein – sie brauchte nicht einmal den Namen zu wechseln – und ihren Gestütswart samt Kindern, wenn sie welche hat, betreuen. Ich habe sie in den letzten zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, und ein Briefwechsel hat sich nicht ergeben mit Ausnahme der üblichen gedruckten Glückwünsche zum Neujahr, die eben nur ein Lebenszeichen und nicht mehr sind.

Dorle – die fröhliche Magd

Es steht vor mir das Bild unseres Dorle Ulmer, der dritten Helferin im Pfarrhaus 1920/21. Sie stammt aus dem Schuhmacherhaus am Bach in Hausen an der Lauchert. Der Vater betrieb das gelernte Handwerk zwar nur noch für den Familiengebrauch,



Frühjahr 1921: Von links Marta Fischer mit Tochter, Pfarrverweser Emil Meier und Dorle Ulmer, die «fröhliche Magd».

blieb aber zeitlebens der Bachschuhmacher. Für gewöhnlich betrieb er seine kleine Landwirtschaft. Seine Frau war eine stille, besinnliche, innerlich angefaßte Persönlichkeit. Die zahlreiche Familie war erwachsen, nur die zwei ledigen Töchter, Christine und Dorle, waren noch zu Hause. Das *Christeile* war eine eifrige Helferin in der Kinderkirche und ein treues Gemeindeglied, die für die äußere und innere Mission sammelte und so nie versagte. Dabei war sie ein wenig das Gewissen für den Pfarrer und seine Familie, vielleicht ein wenig enges Gewissen. So erinnere ich mich, daß sie mir den unbedachten Ausdruck *ach Herrje!* sanftmütig vorhielt als einen Mißbrauch – und ich habe ihn mir von da ab abgewöhnt. Das Dorle war weniger erzieherisch; kindlich froh, immer vergnügt lachte sie viel. Ihre Mutter mahnte sie oft: *Mädle, wenn du noch soviel weinen mußt als du lachst, dann geht es dir noch schlecht im Leben.* Aber das Dorle hat trotzdem gelacht, und so ist sie mir in Erinnerung als die fröhliche Magd.

Fröhliche Menschen sind auch nach außen aufgeschlossen, Dorle machte keine Ausnahme, sie war oft nur zu gesprächig, ohne allerdings die Pfarrersleute zu verschwätzen. Ihre Sprachbegabung war weder erwecklicher noch erzieherischer Art. Ganz im Gegensatz zu ihrer älteren Schwester Anna, die in Ebingen eine Hauptstütze und Sprecherin des «Zionshügels» war. In ihm hausten ledige Jungfrauen jeglichen Alters, die ihre Ehelosigkeit als besonders verdienstlich ansahen und anderen nahelegten. Kirchengeschichtlich würde man sie den «Pfungstlern» zuschreiben mit starkem eschatologischem Einschlag. So glaubten die beiden Leiterinnen an ihr «Entrücktwerden». Daraus ist allerdings nichts geworden, jedenfalls ist die eine Schwester eines natürlichen Todes gestorben. Das Haus der «Zionshügel» war vorbildlich geleitet und nicht wegen «allzugroßer Christlichkeit» schlecht imstand. Man lebte auskömmlich und geordnet. Inzwischen ist der «Zionshügel» der nationalsozialistischen Diesseitigkeitsbestrebung zum Opfer gefallen. Die Anna hielt im ganzen schwäbischen Land Stunden mit gewaltiger Bußrede und sammelte sich einen Kreis religiös angefaßter Mädchen und «Altledigen», die aus Überzeugung oder aus Mangel an einem geeigneten Ehepartner, vielleicht auch aus enttäuschter Liebe, sich ihr anschlossen. Das Dorle selber hätte wohl schon geheiratet und diesen Sündenfall wie ihre anderen Schwestern auf sich genommen, aber es fand sich keine Gelegenheit – bis heute. Trotzdem ist sie die fröhliche Magd geblieben. Besonders Inge hing ihr mit erster Kinderliebe an, wohl noch mehr als dem Vater. Immer war sie bei Abwesenheit am Bach zu finden bei ihrem *Dole*,



Blick vom hohen Felsen auf das Alb- und Pfarrdorf Hausen an der Lauchert.

dem Ähne und der Ahne, so nannte sie die Bachschuhmacherseltern. *Dole leibe*, beim Dorle bleiben, das waren ihre ersten zusammenhängenden Worte, der erste Wunsch und Wille.

Im Bachschuhmacherhaus war sie ebenso zu Haus wie im Pfarrhaus. Da kannte sie sich in Stall und Scheuer, die bei Hochwasser meistens mit Wasser gefüllt waren, wie auch in Stube, *Kahmer*, also Schlafkammer, Küche und *unter den Platten* aus. *Unter den Platten*, das heißt unter dem Dach, schliefen das Dorle und das Christeile. Wenn bei Überschwemmung unten das Wasser der Lauchert zu den Kühen hereinflutete, so trieb im Winter der Schnee sich durch die Dachplatten auf die hochgetürmten Töchterbetten. Und das aus «weltlicher» Vergangenheit stammende *Konzert* oder *Korsett*, das unter einem Dachsparren eingeschoben sich noch vorfand, wird die frühere Wärme des jungfräulichen Busens schmerzlich vermißt haben. Zu unserer Zeit war Dorle nicht mehr eitel, es war auch Inflationszeit, und so trug sie das ganze Jahr, in dem sie bei uns zur Aushilfe war, ein papierernes Gewand am Werktag.

Pfarrer Fischer wird nach Dußlingen deligiert, in Hausen amtiert ein Pfarrverweser

Dorle hatte neben Inge auch einen männlichen Pfarrhausbewohner unter ihre besondere Obhut genommen und ihm ihre Marthaliebe zugeeignet. Das war nun nicht etwa ich selber, sondern der Pfarrverweser Emil Meier, Winter 1921/22 mein Stellvertreter in Hausen. Ich war in diesem Winter dem eindringlichen Ruf des evangelischen Oberkirchenrats und dem freundschaftlichen Nachdruck meines Reutlinger Dekans, des heutigen Landesbischofs D. Wurm, gefolgt und hatte mich für «unständige» Verwendung auf einer größeren Pfarrei zur Verfügung gestellt. So lebte ich allein mit Tisch, einem Stuhl und einem Bett sowie Feder und Tinte im geräumigen Pfarrhaus in Dußlingen bei Tübingen. Sein Ruf ist nicht besonders gut in der Umgebung, davon zeugt noch heute das geflügelte Wort: *Hannesle, gang net auf Dußlengle nah!* Es gab dort Wilderer und andere Übeltäter, die meistens auf dem «gottlosen» Flügel wohnten. Aber sie waren in der Minderheit, nahmen übrigens den Pfarrer stark zu Haus taufen heran und bewirteten ihn freigebig mit Rehbraten beim anschließenden Taufschmaus. Die übrige Gemeinde war um so mehr bestrebt, den schlechten Ruf zu entkräften. Ich war von viel Liebe umgeben, schwamm trotz teurer Zeit in Milch, Butter und Eiern und hatte in der Kirche eine ansehnliche Gemeinde.

Aber ich wollte eigentlich von meinem Pfarrverweser Emil Meier berichten, nicht von mir als Pfarrverweser in Dußlingen. Aber da beides zeitlich und sachlich zusammenfällt, gehört es zusammen. Unserem Onkel Emil, so nannte ihn Inge, ging es als stellvertretendem Haus- und Pfarrherrn nicht schlecht. Er war mir seit Jahren vertraut; hatten wir doch miteinander im Jahr 1902 das Landexamen gemacht und bestanden, er als einer der Göppinger, die vom Meisterprofessor Dr. Grunsky gedrillt waren und daher als gefährliche Konkurrenz galten. Allerdings wäre es für seine Anlage und Entwicklung wohl besser gewesen, er wäre nicht so gedrillt worden und im Landexamen durchgefallen. Es fehlte ihm eine schöpferische und sprachliche Begabung, er war ein Mann der Sachlichkeit und Schlichtheit, ging schwer aus sich heraus, hatte wenig Phantasie und rang mit dem Ausdruck. So hatte er Minderwertigkeitsgefühle; den Konkurs bestand er nicht trotz allen Fleißes und aller Treue im Lernen, kam aber später ins Stift durch den Austritt und das andere Studium von Kompromotionalen. So wurde er doch stud. theol. und kam durchs theologische erste Examen, war Vikar, diente als Soldat,



«Hausemer Leut: Hochzeit Bulach – Rosa Müh» steht als Bildunterschrift unter diesem Foto im Album von Pfarrer Immanuel Fischer.

kam an die Front und in englische Gefangenschaft. Es sei seine angenehmste Zeit gewesen, denn da habe er nur das tun müssen, was man ihm befohlen habe und was mehr Arbeit mit den Händen als mit dem Kopf gewesen sei.

In Hausen mit seiner kleinen Gemeinde, den artigen Schülern und noch bräueren Schülerinnen, fühlte er sich wohl. Seine Predigten, die er schriftlich ausarbeitete und wörtlich las, wurden von der Gemeinde mit Verständnis und Wohlwollen angehört, zumal sie kurz waren. Und wenn er eine Christenlehre aus irgendeinem triftigen oder schwachen Grund ausfallen ließ, dann hatten die «Ledigen» nichts dagegen und freuten sich mit ihm. Allerdings schwante den Ledigen, daß später ein anderer Wind pfeifen könnte. Mein damaliger rauhbautziger Schulzensohn faßte es in die klassischen Worte: *Jo, dr Meier wär scho recht, aber bacht, bis dr Fischer wieder kommt.* Dorle wetteiferte mit der Pfarrfrau, dem Herrn Pfarrverweser das Hausemer Leben erträglich zu gestalten. Es war wohl seine letzte Freude. Als ich wiederkam, erbat er sich Erholungsurlaub. Den Willen zum Umsatteln hatte er, aber nicht die Kraft. Vielleicht setzte ihm auch seine Mutter, eine Witwe, und seine gescheite Braut zu, ein Pfarramt möglichst schnell zu erlangen. Niemand sah in ihn hinein, welche inneren Nöte er auf sich lasten hatte, mit denen er nicht fertig wurde; am Tag vor dem Antritt

einer neuen Pfarrverweserei nahm er sich das Leben. In einem der Bücher, die ich aus seinem Nachlaß erwarb, fand ich das Wort von Hebbel auf einem Zettel geschrieben: *Schenke denn, der über uns wiegt mit seiner Waage, jedem Lust zu seinen Freuden, jedem Mut zu seinen Leiden in die neuen Tage!*

Therese – eine Bäuerin im Pfarrhaus

Unsere dritte Helferin aus Hausen war Therese. Mit ihr bin ich Bauer geworden. Der Pfarrgarten wurde mehr nach landwirtschaftlichen als gärtnerischen Gesichtspunkten angebaut. Auf dem Krautland wurden Mohn und Gerste gepflanzt – letztere für den neuengerichteten Hühnerhof. Den selbstgepflanzten Mohn trug Therese in die Ölmühle zu Pfullingen, um beim Schlagen dabeizusein. Gewiß kam so das ganze Quantum ohne Abzug als Öl zu uns zurück. Die Gerste wurde eigenhändig geschnitten und heimgeführt auf dem zweirädrigen Handkarren. In der Pfarrscheuer wurde sie gedroschen; meine Mutter half auch mit, als sie auf Besuch war. Für das Dorf ein lieblicher, wohl lautender Vorgang: *Dr Pfarr drischt.* Im Dreiertakt klang es ins Dorf. Nur beim Vierertakt – meine Frau versuchte auch mitzudreschen – gab es Disharmonie, und wir kehrten zum Trio im Dreschen zurück. Ein Kartoffelland wurde gepachtet. Beim Hacken

wurde der eben zu Besuch anwesende Dr. med. Walter Schlör mit eingestellt. Nach einer Viertelstunde angestregten, gebückten Hackens und Jätens fragte er: *Muß so der ganze Acker gehackt werden?* Nach einer weiteren halben Stunde erklärte er: *Das ist ja ein Saugeschäft.* Und nach einer Stunde hatte der junge Assistenzarzt an der Tübinger Anatomie Blasen an seinen Händen und erging sich in Betrachtungen, daß bei solcher Sisyphusarbeit die Kartoffeln viel zu billig seien und mindestens das Doppelte gelten sollten.

Der Therese lag alle bäuerliche Arbeit, und ich mußte mich schlauchen, um ihr bei dieser Tätigkeit die Stange zu halten. Sie war so sehr auf unseren Nutzen aus, daß sie handelte und immer neue landwirtschaftliche Betriebe aufmachte, zum Beispiel Tabakbau. Bei dieser Gelegenheit lernte ich vom Nachbar und Küfer Schick, dem Allerweltsgscheidle und Bästler, auch das Stumpenmachen: Deckblatt, Umblatt, Wickel. Nur rauchen konnte ich dieses eigene Erzeugnis nicht, obwohl ich sonst im Nikotingenuß kein Schwächling bin: Eine halbe bis dreiviertel Stumpenlänge eigener Provenienz machte mich «durmelig». Nur Schick meinte: *Herr Pfarr, wenn ich nur ein Mill von ihren Stumpen hätte!* Er war eine ausgepichte Raucherseele und niemals k. o. Meine Stumpen aus der Inflationszeit hat er dann restlos geraucht, ohne Schaden zu nehmen. Vielleicht waren die Pfarrerstumpen deswegen so stark, weil sie nicht vorher zum Gären – wissenschaftlich heißt es fermentieren – in den Mist eingegraben wurden wie von Thereses Vater. Der so behandelte Tabak, so verriet uns Therese, habe allerdings *gschmackt*, also gerochen.

Die Hausemer hatten aber doch nicht recht, wenn sie meinten, die Therese mache den Pfarrer mit ihrer Baurerei noch zum reichen Mann. Nächst dem werde der Pfarr noch eine Kuh einstellen. Ich hatte an den Hühnern und ihren Kalkbeinen genug, die wir einmal mit Seife und Zahnbürste behandelten. Aber dank Therese hatten wir auch in diesem Inflationsjahr, wo die Millionen zu Milliarden und die Milliarden zuletzt zu Billionen und endlich einer bescheidenen Rentenmark wurden, keinen Mangel. Wir bekamen mancherlei Nahrhaftes, namentlich Metzelsuppe, im Winter geschenkt. Therese pflegte sie sachkundig zu begutachten und gelegentlich zu erklären: *Die Soundso hätten auch eine bessere Metzelsuppe schicken können und net so <bhüb> tun sollen, dene ihr Sau hot drei Zentner gwoege.* Wir pflegten auch unser Brot selber im Gemeindebackofen – unter dem Rathaus – zu backen. Therese verstand sich auf das «Einkicken», das Einbrennen, und «Hudeln», das Ausreiben mit nassem Lappen an einer Stange

des Backofens, auf das Einschießen und darauf, ob man besser zum dritten oder vierten mit dem Backen dran war. Als die ledigen Burschen beim Backen ihr einen Schabernack spielen wollten, auf dem Ofen sich versteckten, mit Steinen unsichtbar warfen und greuliche Unterweltstöne von sich gaben, war Therese ohne Furcht und stocherte die Ledigen unsanft mit dem Brotschießer vom Backofen herunter.

Sophie – eine fleißige und schwermütige Hausgehilfin

Unsere vierte Helferin aus Hausen, die sechs Jahre ständig bei uns war und später noch manche Woche bis heute, war Sophie Bez. Ich sehe sie vor mir, als sie von ihrer Mutter vorgestellt wurde: in sich gekehrt, nur auf Fragen antwortend, still und geniert, ein wenig *hintersinnig*, wie es die Hausemer nennen. Ihre äußere Erscheinung war schlicht und einfach, das Gesicht versonnen, eine etwas niedrige Stirne durch den Haaransatz, die Haare selbst in der Mitte gescheitelt, regelmäßige Züge und eine Zahnücke vorn. Später trat die Lücke nicht mehr in Erscheinung, so daß Richard den Wunsch aussprechen konnte, auch so geschickte Zähne zu bekommen wie Sophie, *die wo man in ein Wasserglas legen könne.* So war Sophie äußerlich und innerlich die prädestinierte Pfarrmagd. Seither war sie in einem kinderreichen Samenhändlerhaus in Gönningen jahrelang seit ihrer Konfirmation streng eingespannt gewesen, daher vor ihren Jahren verschafft und verbraucht. Ihren Lohn hatte sie fast ganz all die Zeit nach Hause gegeben. Die Eltern waren rechtschaffene, grundehrliche Leute mit sieben Töchtern und einem Sohn. Bei allen zeigte sich ein Wesenszug, der in der Linie der Schizophrenie lag. Der Vater, genannt Erpfinger Frieder, denn von Erpfingen stammte die Familie und war in Hausen zugezogen, von Haus aus Schuhmacher, mit seiner grundgütigen, weltfremden Frau war *gspäßig*. Im Leben hatte er es äußerlich zu nicht viel gebracht, das Ererbte war durch ungeschicktes, auch eigensinniges Handeln verloren gegangen. Vom Pferd und von den Kühen war die Familie auf die Geiß gekommen. Und dabei ist es geblieben, wie auch beim Häuschen am Bach mit dem Gärtchen und einem Kartoffelacker. Die Töchter waren alle in Stellungen. Wenn ich die Familie charakterisieren soll, könnte man sagen: gute Christen, aber schlechte Musikanten. Es fehlte die Energie, die Übersicht, die Zielstrebigkeit. Wenn die Hausemer die Kartoffeln schon hackten, dann fingen die Bezens mit dem Stecken an, wenn die andern das Öhmd machten, dann waren der



Auf der Steige: Winter auf der Schwäbischen Alb, hier in Hausen a. d. L.

Erpfinger Frieder mit den Seinen am Heuen. Es fehlte der Schuß Eisen im Blut bei aller Anständigkeit und charakterlichen Unantastbarkeit.

Ich wollte einmal reformatorisch tätig sein und machte den treuen Stundenmann und Kirchgänger Bez zum Mesner. Ein paar Wochen ging's, wenn auch oft genug der Frieder nicht ging: Er konnte minutenlang die Hand beim Abschied nicht loslassen, sah immer wieder stehenbleibend herum, bis er endlich den Rang zum Abgang fand. Aber auf einmal wurde morgens statt um fünf Uhr erst um halb sechs und sechs Uhr, ja noch später und gelegentlich gar nicht geläutet. Das ganze Dorfleben schien ins Wanken und in Verwirrung zu geraten. Ernste Vorstellungen meinerseits beim Frieder, den ich amtlich zu mir bestellte. Aber er lächelte nur ein wenig harmlos, mehr boshaft und erklärte mir: *Der Geischt habe ihm das Läuten so eingegeben*. Ich meinte, das sei gewiß der heilige Geist nicht gewesen, sondern der Geist der Faulheit. Aber diese Vermahnung half nur kurze Zeit. Eine dramatische kirchliche Szene brachte seine Absetzung als Mesner. Der Gemeindegang hatte begonnen. Mesner Bez stand in seinem Windmachergehäuse an der Orgel. Auf einmal ein paar verschwimmende Akkorde, die

Orgel schwieg, die Gemeinde auch. Ich wurde in meiner Sakristei unruhig. Draußen hörte ich ein für die Kirche lebhaftes Reden des Organisten. *Ha no, was ischt denn dös? I glaub, der tritt nemme*. Und die nicht gerade sanfte Ermahnung: *Mach, daß tritscht!* Aber der Frieder trat nicht auf seine Windbalken, stand hartnäckig-störrisch in seinem Winkel. Unchristliches Gemurmel von der Männerempore, Gekicher der Jugend, Gewisper der Frauen. Ich stiege aus der Sakristei heraus, aber schon war der massive Samuel Lorch von der Empore, Brustholz genannt, heruntergetappt, hatte den Frieder am Kragen genommen – freiwillig wich er nicht von seinem Posten – und außerhalb seines Orgeltreterwinkels abgesetzt. Dann trat er selber die Windbalken, und der Frieder setzte sich im Lauf der Zeit harmlos-heimtückisch vor sich hinlächelnd auf eine Bank, nachher feierliche Sitzung und Absetzung des Frieders als Mesner. Samuel Lorch, der Helfer in der Not, wurde sein Nachfolger. Er liebte den Most und schwitzte beim Windmachen in Strömen, aber es ging. Also so und ähnlich war der Frieder mit seinem geflügelten Wort *'s lot se mache*, meistens machte er es aber nicht.

Frau Bez war eine liebe, grundgütige Frau, die ihren

Frieder hoch in Ehren hielt ob seines geistlichen Wesens, den Karren allein mit den Töchtern zog, aber, wie gesagt, nicht recht vorwärts brachte, fleißig war, aber nicht fertig wurde, sich abrackerte und nichts erreichte. Es hieß, der «fromme» Frieder schlage gelegentlich seine gutmütige Eehälfte, wahrscheinlich gab ihm das der böse Geist ein, doch hat Frau Bez nie bei uns geklagt, sondern ihren Mann immer in Schutz genommen und verehrt ob seines geistlichen Wesens und seines Betens *so recht von inne raus*. Heute ist der Frieder tot und ruht auf dem Hausemer Bergfriedhof. Hoffentlich verschläft er nicht die Morgenglocken der Ewigkeit, wie er einstens sein Morgenläuten verschlafen hat. So hatte Sophie Bez einige elterliche Erbmasse, die ihr und auch uns nicht immer das Zusammenleben und Zusammenarbeiten erleichterte. Schon morgens fing es an, Sophie wurde mit ihrer Toilette nicht fertig. Nicht als ob sie besonders eitel gewesen

wäre, aber sie brachte eben nichts hinter sich. Sie war fleißig und willig, aber unselbständig. Grundehrlich und kinderlieb sorgte sie für uns alle, aber man mußte geradeso für sie selber sorgen. Abends wurde sie nicht fertig, obwohl sie den ganzen Tag über tätig war, zeitweise war sie sehr empfindlich, schwermütig und sah einen so stur an wie ihr Vater, dann konnte sie wieder sehr rechthaberisch sein. Aber doch haben wir sie besonders gern gehabt und sind heute noch mit ihr am innigsten von allen unseren Hausgehilfinnen verbunden. Eine Art Nervenleiden, das sich in langsamer Unterernährung der Hände anzeigte, brachte ihr eine kleine Rente, und nun lebt sie daheim bei Mutter und Schwester. Diesen Haushalt kann sie meistern und dabei sich auf einen Besuch bei uns freuen. Denn das ist ihr immer eine Oase auf ihrer eintönigen Lebensreise. Mögen ihr immer Kraft und Freudigkeit zum Leben und Leiden geschenkt werden!



Hausen an der Lauchert im Reif, aufgenommen 1925 vom Eichhaldentweg aus.

Buchbesprechungen

NORBERT FEINÄUGLE UND HERMANN FISCHER: **Wie dr Schwob schwätzt. Reiz und Reichtum der schwäbischen Mundart.** DRW-Verlag Stuttgart 1990. 200 Seiten mit 126 Zeichnungen und farbigen Fotos sowie 6 Karten. Pappband DM 42,-

Ja, wia schwätzt'r denn, dr Schwob? Die Frage ist berechtigt. *Uf älle Fäll andersch!* Zu diesem Ergebnis kommen auch die Autoren des vorliegenden Werkes. Wie alle Mundarten wird auch das Schwäbische von Regionalismen, ja «Lokalismen» geprägt. Der Schwabe der Augsburger Gegend schwätzt anders als der Heilbronner, der Ostälbler anders als der Schwarzwälder, und der Stuttgarter ist ohnehin etwas Besonderes. Eng beieinander liegende Dörfer weisen sprachliche Eigentümlichkeiten auf, an denen die Bevölkerung der Gegend nicht selten die Herkunft eines Sprechers genau lokalisieren kann. Hinzu treten soziale Differenzierungen; man denke nur an das penible Honoratiorenschwäbisch.

Die schnell-lebige Gegenwart macht auch vor der Mundart nicht halt. Sie ist mannigfachen Veränderungen unterworfen. Besonders der Einfluß der Massenmedien, aber auch die Anforderungen der modernen Welt an die Sprache lassen viele Wörter und Redewendungen in Vergessenheit geraten, und die ausgeprägte Form der Mundart, das «breite Schwäbisch», wird langsam aber sicher verschwinden. An die Stelle untergehender Begriffe treten zwar in beschränktem Umfang neue, und manches wird «eingeschwäbischt» – aus der Tiefkühltruhe wurde so die *Gfriere* –, doch solange Mundart als Sprache zweiter Klasse gilt – und dies empfinden nicht wenige Schwaben, besonders soziale Aufsteiger –, wird sie von Nivellierung bedroht sein.

Untergehendes oder bereits Verschwundenes vor dem endgültigen Vergessen zu bewahren, aber auch die Reichhaltigkeit des Dialektes und dessen Relevanz für die Entwicklung eines Sprachbewußtseins zu dokumentieren, darin wird man ein Hauptanliegen der Autoren sehen dürfen, beide übrigens gestandene Professoren für deutsche Sprache und Literatur. Ansatz und Aufbau sind wissenschaftlich-systematisch, beginnend mit der geographischen Abgrenzung, über Wortkunde, Grammatik hin zum Widerhall typischer Züge der schwäbischen Mentalität in der Mundart. Die Ausführung hingegen ist nicht selten anekdotenhaft. Das mag dem Absatz förderlich sein, nicht immer jedoch der zu vermittelnden Information. Vieles kommt *breiggalesweis*, manches auch zu kurz; vor allem die Frage, *worom dr Schwob so schwätzt wian r schwätzt.* Der überzeugte Dialektsprecher aber, der im All-

tag oft genug mit Wehmut erfahren muß, wie auch besonders schöne oder anschauliche, ja «heimelige» Ausdrücke des Schwäbischen in der Hektik der Zeit durch dem Zeitgeist angepaßtere ersetzt werden – wie kalt wirkt das mit spitzen Lippen ausgestoßene *tchüss*, auch das lächerliche *tchüssle*, gegen das warme, breite *ade* –, der wird sich ohne Zweifel an der Reichhaltigkeit des von Norbert Feinäugle und Hermann Fischer festgehaltenen, leider untergehenden Kulturguts delectieren.

Raimund Waibel

ROBERT BADER (u.a.): **Biotope im Rems-Murr-Kreis.** (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs 18). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Karlsruhe 1990. 165 Seiten mit 114 farbigen Abbildungen. Broschiert DM 12,-

Dieser neue Führer stellt typische Biotope des Rems-Murr-Kreises vor. Die optisch gute Aufmachung durch zahlreiche sehr gelungene Fotos sowie die lockere Beschreibung der verschiedenen Lebensräume regen den Leser zum Kennenlernen dieser abwechslungsreichen Gegend mit ihren vielfältigen Landschaftselementen an. Von Feuchtgebieten mit Seen, Flüssen, Bächen, Naßwiesen und Mooren über Wälder und Streuobstwiesen bis hin zu extremen Trockenstandorten wie Sand- und Steppenheiden reicht die Palette. Hoffentlich hilft dieses kleine Büchlein manchem, *die Augen für die Schönheit der Natur zu öffnen*, wie sich ein Autor wünscht, und Impulse zu wecken, sich für ihren Schutz und Erhalt einzusetzen.

Astrid Waibel

PAUL-LUDWIG WEINACHT (Hg): **Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre. Badische Politik nach 1945.** regio Verlag Glock und Lutz Sigmaringendorf 1988. 418 Seiten mit 14 Abbildungen. EfaIn DM 39,50

Es ist eine alte Erkenntnis, daß Geschichte meist von den Siegern geschrieben wird. Dies gilt nicht bloß in der großen Weltpolitik, sondern auch auf regionaler Ebene. So gehen die meisten Darstellungen der Vorgeschichte des «Südweststaates» von der Vernünftigkeit und Unausweichlichkeit des Zusammenschlusses von Baden und Württemberg nach 1945 aus. Leicht vergißt man dabei, daß es noch die andere Option der Wiederherstellung der alten historischen Länder gab. Vor allem im französisch besetzten Land (Süd-)Baden kämpften viele Alteingesessene leidenschaftlich gegen ein «Groß-Schwaben».

Protagonist dieser Bewegung war der südbadische Staatspräsident Leo Wohleb, der von 1945 bis zu seinem Tode 1955 zäh eine Restitution des alten Baden verfocht, was ihm in der Betrachtung der Südweststaatanhänger, die ja die Oberhand behielten, meist äußerst negative Charakterisierungen eintrug. So erscheint es im Sinne der historischen Gerechtigkeit verdienstvoll, daß der Würzburger Politologe und «Alt-Badener» P.-L. Weinacht den hundertsten Geburtstag Wohlebs 1988 zum Anlaß nahm, eine

Aufsatzsammlung herauszugeben, die den Kampf um badische Eigenständigkeit wohlwollend dokumentieren soll. Einige alte Mitsstreiter Wohlebs haben sich mit jüngeren Wissenschaftlern zusammengetan, um die verschiedenen Facetten der unmittelbaren Nachkriegsgeschichte Badens neu auszuleuchten.

Ob sie aber mit diesem Buch ihrer honorigen Sache genutzt haben, darf füglich bezweifelt werden. Es bestätigt sich nämlich wieder einmal, daß Zeitgenossen und Mitakteure einer historischen Entwicklung vielleicht gute Erinnerungs- oder Memoirenschreiber sein mögen, wissenschaftliche Abhandlungen und Analysen aber tunlichst unterlassen sollten. Über weite Strecken hat das Buch den Charakter einer tendenziösen Rechtfertigungsschrift, die den Vorurteilen der Gegner die eigenen entgegensetzt. Auf der Strecke bleibt nicht nur einmal die korrekte Geschichtsschau. So soll z. B. der sicherlich ungerechte Vorwurf von Wohlebs Gegnern, er sei ein «Separatist» und gegen die deutsche Einheit gewesen, mit dem Argument widerlegt werden, er sei in seiner Hinwendung zu de Gaulle seiner Zeit weit voraus gewesen. Auch hätte *ein unabhängiges Baden die europäische Integration um ein Jahrzehnt beschleunigt*, da, wie schon Wohleb prophezeit habe, *ein auf Stuttgart hin orientierter Südwesten Frankreich notwendigerweise den Rücken kehren werde*.

Daß es auch anders geht, zeigen aber Aufsätze dieses Buches. So wird spannend erzählt, wie stark die Gründung der südbadischen CDU von dem aktiven Einsatz des damaligen Erzbischofs von Freiburg abhing, der die Idee einer überkonfessionellen christlichen Partei an Stelle des alten Zentrums sogar gegen einigen innerkirchlichen Widerstand durchsetzte. Auch der Beitrag von C. Bury, die die Wohlebsche Taktik der Mobilisierung der außerparlamentarischen öffentlichen Meinung als frühes Beispiel einer modernen Bürgerbewegung analysiert, wird dem eigentlichen Anspruch des Buches eher gerecht als die rückwärtsgewandte Argumentation anderer Autoren, die die alten Schlachten noch einmal zu schlagen versuchen. Fazit: Eine gründliche, der Person Leo Wohlebs und seiner Politik gerecht werdende wissenschaftliche Untersuchung steht weiterhin aus.

Michael Bayer

SYLVIA SCHRAUT: Sozialer Wandel im Industrialisierungsprozeß. Esslingen 1800–1870. (Esslinger Studien, Band 9). Stadtarchiv Esslingen 1989. 376 Seiten mit einigen Abbildungen, Tabellen und Grafiken. Kartoniert DM 40,-

Das 19. Jahrhundert war wie keine Epoche zuvor eine Zeit raschen wirtschaftlichen, sozialen und politisch-gesellschaftlichen Wandels. Nicht zuletzt die territoriale Neugliederung Deutschlands durch Napoleon hatte den Grundstein gelegt für tiefgreifende Veränderungen, unter denen die seit den 30er Jahren einsetzende Industrialisierung an erster Stelle zu nennen ist. Die Vielschichtigkeit dieses Wandels im Verlauf des 19. Jahrhunderts und der Bruch mit der traditionellen Lebensweise brachten es je-

doch mit sich, daß gerade jenes Jahrhundert, das die Grundlagen der modernen Welt schuf, uns seltsam fremd, weil unerforscht, blieb.

In Württemberg kommt der ehemals freien Reichsstadt Esslingen im Industrialisierungsprozeß eine besondere Stellung zu. Hier entstanden bemerkenswert früh bedeutende Fabriken, und es entwickelte sich ein Proletariat, das teilweise von außen zuwanderte, teilweise aus verarmten einheimischen Weingärtnern und Handwerkern bestand. Am anderen Ende der sozialen Hierarchie rangierten die Fabrikanten und eine wohlhabende Handelsbourgeoisie. Zwischen diesen Schichten stand das oft materiell nicht gut ausgestattete Kleinbürgertum, die kleinen und mittleren Handwerker und Kaufleute.

Wie lebten diese Schichten, wie gingen sie miteinander um, welches waren die Determinanten des sozialen Verhaltens während der Industrialisation? Die 1989 abgeschlossene und in den «Esslinger Studien» veröffentlichte Dissertation von Sylvia Schraut versucht auf diese Fragen – auf der Basis mühsam und zeitraubend eruiert eruiert Masendaten, u. a. familiäre Lebensläufe von 1400 Esslinger Familien! – die unterschiedlichen Lebensbereiche, in denen sich der gesellschaftliche Wandel niederschlug, zu erforschen. Der soziale Wandel, definiert als *Wandel bestimmter sozialer Verhaltensmuster [...], wie sie sich an individuellen und gruppenspezifischen Lebensläufen ablesen lassen*, wird durch Sylvia Schrauts Forschungen quantifizierbar, vieles, was bisher von Historikern und Volkskundlern vermutet oder behauptet wurde, wird bewiesen und nachvollziehbar, anderes widerlegt.

Am Anfang steht ganz konventionell eine grobe Übersicht über die politische und wirtschaftliche Entwicklung in Esslingen zwischen 1800 und 1870. Bald aber werden so diffizile Fragen wie die soziale Umschichtung im Industrialisierungsprozeß, die Entwicklung der Vermögensverhältnisse, die Berufs- und Partnerwahl, das Sexual- und Heiratsverhalten oder die Wohnverhältnisse angegangen. In einem zweiten Teil wird anhand der so erarbeiteten Grundlagen und der bis dahin untersuchten Sektoren das Bild einer traditional verfaßten Gesellschaft, verkörpert in den Weingärtnern und den Handwerkern, den *Repräsentanten des gesellschaftlichen Wandels*, den Fabrikanten und der Arbeiterschaft, gegenübergestellt.

Wie keiner Untersuchung bisher gelingt es Sylvia Schraut, sozialen Wandel, untermauert durch gesichertes statistisches Material, faßbar zu machen, soziale Interaktion und Lebenszusammenhänge aufzuzeigen. Besonders faszinierend und von der Forschung bisher völlig vernachlässigt sind beispielsweise Schrauts Erkenntnisse über die familiären Verbindungen der frühen Esslinger Unternehmer. Gleichwohl wird man kritisch anmerken dürfen, daß nicht wenige der unzähligen Tabellen und Schaubilder einer ausführlicheren Diskussion bedürft hätten, auch wenn dadurch der Umfang der Arbeit sicher spürbar angeschwollen wäre. Auch fehlen oft Angaben dazu, wie eine Tabelle oder Graphik entstand, aufgrund welcher Daten und Rechenprozesse. Angaben dieser Art hätten das Verständnis doch wesentlich erleichtert.

Zudem wird man Ungenauigkeiten im Rahmenwerk be-

mängeln müssen. So war in Württemberg das Wahlrecht – welches? – nicht daran gebunden, daß *irgendeine Steuer bezahlt wurde* (S. 91, Anm. 236). Das Landtagswahlrecht besaßen vielmehr alle Aktivbürger, die zur Staatssteuer herangezogen wurden, das Gemeindevahlrecht bis 1849 alle Bürger ungeachtet einer Steuerleistung, nach 1849 sogar alle Einwohner (jeweils männlichen Geschlechts natürlich), nur für die *Nichtgemeindegossen* war es an irgendeine Steuerleistung an die Gemeinde gebunden.

Auch die Ausführungen zum «Armenzölibat», den gesetzlichen Heiratsbeschränkungen des 19. Jahrhunderts, erscheinen teilweise irreführend, teilweise widersprüchlich. Ob das Gesetz von 1852 tatsächlich – wie auch von anderen Autoren behauptet – eine Verschärfung bedeutete, wäre anhand der in Esslingen vor und nach 1852 abgelehnten Ehegesuche nachzuprüfen. Die angebliche Verschärfung läßt sich nämlich auch als Konkretisierung interpretieren, war vom Gesetzgeber jetzt doch erstmals eine genaue Vermögenssumme genannt, zudem genau definiert, was als ungenügender Nahrungsstand anzusehen sei, während es bisher in das freie Ermessen des Gemeinderats gestellt war, was im Einzelfall als gesicherter Nahrungsstand zu betrachten war (erhöhte Rechtssicherheit!). Die Autorin stellt selbst fest, daß das neue Gesetz in Esslingen kaum Auswirkungen gezeigt habe; gleiches läßt sich auch für Ulm nachweisen.

Mängel dieser Art beeinträchtigen den Wert der Arbeit jedoch nur geringfügig. Da statistisches Material ebenso wie die überlieferten Quellen vor dem Hintergrund der gesetzlichen Bestimmungen – und deren Rezeption in den Gemeinden – zu sehen ist, sind manche Ergebnisse der Arbeit vielleicht zu revidieren. Die Untersuchung birgt neben einer ungeheuren Fülle statistischen Materials höchst interessante Vorschläge zu dessen Interpretation. Sylvia Schraut kommt das Verdienst zu, eine Diskussion angeregt zu haben, die die Geschichtswissenschaft und ihre Nachbargebiete noch lange beschäftigen wird.

Raimund Waibel

BRIGITTE BÄUERLE u. a. (Redaktion): **Das Bühler Tal bei Tübingen. Natur bedroht durch Staudampläne.** (Ökologie aktuell 3) Hrsg. vom Arbeitskreis Bühler Tal des Vereins zur Erhaltung bedrohter Tierarten und ihrer Lebensräume Tübingen. Verlag Josef Margraf Weikersheim 1990. Pappband DM 48,-

Ein Märchen steht ganz unkonventionell am Beginn des vorliegenden dritten Bandes aus der Reihe «Ökologie aktuell». Auch die weitere Lektüre bietet Abwechslung; Kleine Gedichte oder teils ironische, teils sarkastische Aufrufe leiten das eine oder andere Kapitel ein. Der Band informiert über das verplante Schicksal des idyllischen Bühler Tales bei Tübingen, das durch den Bau eines Staudammes zerstört zu werden droht. Neben einer, auch für Laien verständlichen, Darstellung von biologischen, geologischen und ökologischen Zusammenhängen erfolgt die Schilderung der jahrelangen politischen Auseinandersetzungen zwischen Landesregierung, Gemeinden und

Bürgerinitiativen, die bis dato die Verwirklichung des geplanten Vorhabens Gott sei Dank verhindern konnten. Einfache Schaubilder und Schemata sowie liebevoll gefertigte Zeichnungen der im Bühler Tal heimischen Tiere und Pflanzen veranschaulichen die beschriebenen – oft hochinteressanten – Lebens- und Fortpflanzungsweisen; zahlreiche Schwarzweiß-Fotos runden das Bild ab. Farbfotos wären sicher wünschenswert gewesen, doch handelt es sich bei dem Buch ja nicht um einen delectierenden Bildband, sondern um eine Informationsschrift zum Schutz eines besonders schönen Stücks Natur. Und diesem Zweck dient die Präsentation in vortrefflicher Weise: Zu warnen vor den Auswirkungen eines vom ökologischen Standpunkt aus gesehen katastrophalen Projektes, dem Bau eines Staudammes im Bühler Tal.

Astrid Waibel

OTTO BECK (Hg): **Baindt – Hortus Floridus. Geschichte und Kunstwerke der früheren Zisterzienserinnen-Reichsabtei. Festschrift zur 750-Jahr-Feier der Klostergründung 1240–1990.** Verlag Schnell und Steiner München 1990. 132 Seiten mit zahlreichen meist farbigen Abbildungen. Broschiert DM 28,-

Das jüngste der von Salem aus gegründeten oberschwäbischen Zisterzienserinnenklöster feiert sein 750jähriges Jubiläum: Kloster Baindt oder Hortus Floridus (Blühender Garten), wie es seit Mitte des 15. Jahrhunderts auch genannt wird. Aus der Überlinger Gegend kommend, siedelten sich fromme Frauen um 1230 in Mengen an und zogen zwei Jahre später nach Boos bei Saulgau um, ehe sie 1240 durch eine Schenkung des Konrad von Winterstetten ihren endgültigen Platz in Biunde (Baindt) bekamen.

Das Schicksal dieses Konvents war 1802/03 das gleiche wie das der übrigen Klöster: Es wurde säkularisiert. Nach dem Tod der letzten Klosterfrauen wurden seit 1841 dann auch die Klausurgebäude abgerissen. Erhalten blieben die Klosterkirche, das Gästehaus und Wirtschaftsgebäude.

Anlässlich des Gründungsjubiläums erschien eine Festschrift, die mit neuen historischen Erkenntnissen die Bedeutung dieses ehemaligen Zisterzienserinnenklosters aufarbeitet und es somit vergleichbar in die Reihe der Schwesterklöster Wald (1216), Heiligkreuztal (1231), Heggbach (1231) und Gutenzell (1237) stellt. Pfarrer Dr. Otto Beck, der als Autor einiger Kapitel sowie als Herausgeber zeichnet, hat mit weiteren Autoren ein Buch zusammengestellt, das reich bebildert und in der bekannt guten Qualität des Kunstverlages aufgemacht ist. Über die Geschichte des Klosters Baindt hinaus führen die Aufsätze *Zisterziensische Spiritualität* und *Musikgeschichte der Zisterzienserinnen*.

Wie anderswo ist auch in Baindt ein großer Teil der Kunstwerke nach der Säkularisation an andere Orte gekommen. So erfährt man in einem Aufsatz von Wolfgang Urban über den *Baindter Altar des Meisters der Darmstädter Passion*, daß dessen Tafelbilder heute in den Museen Stuttgart, München, Darmstadt, Zürich und Dijon zu bewundern sind. Trotzdem birgt die erhalten gebliebene Klosterkir-

che, heute Pfarrkirche, noch immer sehenswerte Kunstschätze, allen voran das Pestkreuz von 1350. Sie sind in einem Kapitel von Ingeborg Maria Buck zusammengefaßt und machen einen Ausflug nach Baidnt lohnenswert.
Winfried Aßfalg

GOTTFRIED KORFF und MARTIN ROTH (Hg): **Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik.** Campus Verlag Frankfurt/New York 1990. 295 Seiten. Kartoniert DM 38,-

Der Untertitel verrät bereits die Spannbreite dessen, was ein historisches Museum sein kann und über weite Strecken ist: eine abgeschlossene wissenschaftliche Einrichtung, eine ästhetische, publikumsorientierte Produktionsstätte und ein Ort, der nicht allein Wissen, sondern vor allem persönliche Einordnungen vermitteln will.

Die Einleitung der Herausgeber führt nach einem geschichtlichen, statistischen und Literaturüberblick zur Situation der Museen in der alten Bundesrepublik zu den musealen Objekten als Überresten einer vergangenen materiellen Kultur und ihrem *Spannungsverhältnis von sinnlicher Nähe und historischer Fremdheit* (S. 17). Sie zur Schau zu stellen bedeutet, sie mit Elementen des Fiktiven anzureichern. Museale Ästhetik transportiert Assoziationen, Konnotationen und Symbole; allerdings funktioniert diese *visuelle Rhetorik* nur dann, wenn die Besucher auch sehen können; keine Selbstverständlichkeit, sondern genuine Aufgabe des Museums. Kompetente museale Präsentation hat in Deutschland immer noch mit fachwissenschaftlichen Vorbehalten zu kämpfen, da sinnliche Aufklärung häufig im Verdacht des Vernunftverlustes beziehungsweise platter Unterhaltung steht. Popularisierung meint im Museum positiv Erkenntnis durch – selbstverständlich sinnliche – Anschauung und keinesfalls eine platte Pädagogisierung. Drei Fragerichtungen ergeben sich aus diesem Themenaufriß: einmal die Entwicklung des Mediums Museum in der Gesellschaft, zum anderen die Frage nach Authentizität und Fragmentarität der Objekte und zum dritten jene nach Ästhetik und Sinnhaftigkeit von Museen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Massenkultur.

Dem Museum als Geschichte konstruierendem Ort ist der erste Abschnitt des Buches gewidmet. Krzysztof Pomian geht es um die Bedeutung des Museums für kulturelles Erbe, Bernward Deneke beschäftigt sich mit der Frage der vielfältigen Beziehungen zwischen den Objekten und den Besuchern im Museum, James Clifford zeichnet den Prozeß auf, wie ein Objekt zum kulturhistorischen und authentischen Zeugen wird, Henri Pierre Jeudy stellt Möglichkeiten kollektiver Erinnerung vor, und Freddy Raphaël und Geneviève Herberich-Marx präsentieren einige europäische Museen, in denen mit Erinnerung und Empfindung der Besucher bewußt und erfolgreich gearbeitet wurde; das deutsche Beispiel ist Rüsselsheim.

Im zweiten Abschnitt werden Museen vorgestellt, die mit Konzeption und Präsentation in den letzten Jahren die Diskussion mitgeprägt haben. Den Anfang macht das Pa-

riser Museum des 19. Jahrhunderts in der Gare d'Orsay, wo der historische Diskurs eng mit – bisher für Kunstmu-seen reservierten – Kunstwerken verknüpft wird. Marie-Luise von Plessen stellt den Typ des Autoren-museums vor, das sie vom *Prinzip der Leidenschaftlichkeit* (S. 181) geprägt empfindet: Das Sir John Soanes Museum (London), das italienische Vittoriale von Gabriele d'Annunzio, das Kopenhagener Thorvaldsen-Museum, der nieder-österreichische Heldenberg und das Museo Sentimental in Barcelona sind ihre Beispiele für diese bewußt subjektiv gehaltene Präsentation, deren Stärke ihre Intensivität bildet. Isac Chiva richtet den Blick auf die ethnologischen Museen, jene also, die eng an Region, Alltag und soziale Identität gebunden sind, in Deutschland oft Freilicht- und Heimatmuseen und oft in enge Nachbarschaft gebracht mit dem französischen Ecomusée, das François Hubert beschreibt. Das Museum der jüdischen Diaspora in Tel-Aviv, das ohne authentische Objekte auskommen muß, und die deutschen städtischen Heimatmuseen beschließen den zweiten Abschnitt.

In einem dritten Block geht es um Theorie, Praxis, Konzeption und Erscheinungsform der deutschen Nationalgeschichte im Museum. Deutsches Historisches Museum, Bismarck-Ausstellung, Nazi-Kunst im Museum sowie ein Ausblick auf das deutsche Geschichtsbild der 90er Jahre füllen diesen Themenbereich.

Das in deutsch-französischer Zusammenarbeit entstandene Sammelwerk will weder Museums-Rezeptbuch sein noch abstraktes Gedankengebäude. Es bleibt glücklicherweise nahe an konkreten Beispielen, die, auch wenn sie zum Teil räumlich fern liegen, dennoch all jenen nützen werden, die sich mit dem Medium Museum nicht nur rezeptiv als Besucher, sondern als Betreuer, Kustoden oder Ausstellungsmacher auch intellektuell auseinandersetzen. Der sprachlich komplexe und leider ungebildete Band macht überdeutlich, daß im Museums- und Ausstellungsbereich – dazwischen wird nicht scharf unterschieden – das präzise Wissen um die Kommunikation zwischen den Objekten und ihrer Präsentation einerseits und den Besuchern andererseits von allererster Bedeutung ist. Schon allein deshalb gehört dieses Buch in jede Museumsbibliothek.

Martin Beutelspacher

SUSANNE WETTERICH: **Davids Stern am Rhein und Nekkar. Ausflüge auf den Spuren jüdischen Lebens in Baden-Württemberg.** Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 263 Seiten mit Kartenskizzen. Broschiert DM 19,80

Eine Vielzahl von Veröffentlichungen und Beiträgen in jüngster Zeit weckten und förderten das Interesse an der Geschichte ehemaliger jüdischer Gemeinden in Baden-Württemberg und verweisen auf eine überraschende Vielfalt und Fülle noch vorhandener Spuren und Zeugnisse jüdischen Lebens in unserem Land. Jüdische Spurensuche mit Ausflügen auf dem Fahrrad zu verbinden, erscheint reizvoll und interessant. Viele der jüdischen Denkmäler, vor allem jüdische Friedhöfe, liegen im Ver-

borgenen und sind nicht immer leicht zu finden. Der Zugang zu ihnen und die Schlüsselbeschaffung müssen zuvor organisiert werden. Praktische Hinweise hierzu sind diesem Buch zu entnehmen. Die darin beschriebenen Fahrradausflüge auf den Spuren jüdischen Lebens stellen sich jedoch häufig recht mühsam und eher gefährlich und abschreckend dar. Die Routenbeschreibungen lassen in ihrer Kompliziertheit ein rechtes Fahrradvergnügen nicht aufkommen und sind geradezu gespickt mit Warnungen: *Vorsicht! Seien Sie auf der Hut! – Gefährliche, sehr befahrene Straße! – Wegen des sehr starken Gefälles und der Bundesstraße äußerst schwierig und gefährlich! Fahren Sie äußerst vorsichtig diese gefährliche Abfahrt und Schleife bergab!* Auch die oberflächlichen und verkürzten, ja verschleiernenden historischen Informationen lassen Zweifel aufkommen, ob das Buch dazu beitragen kann, jüdische Geschichte und Kultur erfahrbar zu machen. Dringend notwendig wäre eine redaktionelle, sprachliche und stilistische Überarbeitung der Texte gewesen. Die Häufigkeit der Wortwiederholungen und aussagelosen Füllwörter verstärken den Eindruck eines rasch und platt zusammengeschriebenen Büchleins.

Regina Schmid

HANS ULRICH NUBER, KARL SCHMID, HEIKO STEUER und THOMAS ZOTZ (Hg): **Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland.** (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Band 1). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 486 Seiten mit 109 Abbildungen und Karten. Leinen DM 158,-

Zahlreiche Umbrüche kennzeichnen die historische Entwicklung des ersten Jahrtausends im Raum nordwestlich der Alpen. Es ist dabei in erster Linie an die epochale Abfolge der Kelten, Römer, Alamannen und Franken zu denken, aber auch an den Wandel der heidnischen Antike zum christlichen Mittelalter, an den Wechsel der mittelalterlichen Dynastien, den Übergang vom landsässigen zum burgsässigen Adel oder an die Veränderungen des Wirtschafts- und Besiedlungsgefüges mit der zunehmenden Bedeutung der Städte.

Solchen Nahtstellen der geschichtlichen Abläufe mit ihren besonderen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Erscheinungen widmet sich ein Forschungsverbund, der 1984 unter Federführung der altertumkundlichen Institute der Universität Freiburg/Br. gegründet wurde und der ein Jahr später in einem Kolloquium den Forschungsstand und die Aufgabenstellung umriß. Im ersten Jahrtausend treten den archäologischen Quellen zunehmend schriftliche zur Seite, und beide ergänzen einander. Auf Grund dieser Quellenlage entstand für den Forschungsverbund der Wunsch nach einer verstärkten Zusammenarbeit von provinzial-römischer und frühgeschichtlicher Archäologie sowie der mittelalterlichen Landesgeschichte unter Einbeziehung weiterer geisteswissenschaftlicher Fächer wie der Sprach- und Namenskunde sowie der Rechtsgeschichte. Hinzu kommt die Tatsache, daß in der

Archäologie die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Der vorliegende erste Band der neuen Publikationsreihe enthält hauptsächlich grundlegende Ausführungen zu der angesprochenen Themenstellung. Dreizehn Autoren legen in fünfzehn Aufsätzen den Stand und die zukünftigen Aufgaben der Forschung dar. Dabei wird offenkundig, daß der im Titel genannte zeitliche Rahmen des ersten Jahrtausends nur grob gelten kann und die geographische Bezeichnung Südwestdeutschland für viele historische Gegebenheiten jener Zeit eng gefaßt ist. So sind bei vielen geschichtlichen Fakten, wie Karl Schmid in seiner Einführung zur *Begründung und Zielsetzung des Forschungsvorhabens* einräumt, das Elsaß, die Burgundische Pforte, die Nordschweiz oder Vorarlberg in die Betrachtung einzubeziehen.

Eine solche Notwendigkeit zeigt sich beispielhaft an Franz Fischers Beitrag über *Die Besiedlung Südwestdeutschlands am Ende der Latène-Zeit*: Der Autor stellt die archäologisch relevanten Funde und Befunde des südlichen Oberrheins in einen räumlichen Zusammenhang, der sich von Manching in Bayern bis nach Burgund erstreckt. Der Leser ist allerdings erstaunt, in einem Postskriptum darauf verwiesen zu werden, daß das Manuskript des Aufsatzes bereits 1985/86 abgeschlossen wurde und weiterführende Überlegungen zu dem Thema an anderer, bereits 1988 publizierter Stelle nachzulesen seien. Diesem Problem sahen sich mehrere Autoren des Bandes gegenüber, so daß einige Aufsätze den Stand der Forschung von 1985 wiedergeben, andere in unterschiedlicher Weise überarbeitet wurden.

In den nachfolgenden Beiträgen von Rudolf Asskamp *Zur frühesten römerzeitlichen Besiedlung im rechtsseitigen, südlichen Oberrheingebiet* und von Hans Ulrich Nuber über *Das Ende des Obergermanisch-Raetischen Limes* wird deutlich, wie weit die Forschung noch von einem gültigen Bild der mit der römischen Besiedlung zusammenhängenden historischen Vorgänge entfernt ist. Dieter Planck und Gerhard Fingerlin widmen sich den frühen Alamannen auf der Schwäbischen Alb und im Breisgau. Auch hier bietet der Übergang von den römischen zu den germanischen Siedlungs- und Sozialstrukturen trotz mancher Neufunde noch viele offene Fragen. In einer zweiten Phase der germanischen Landnahme entstanden Höhengründungen wie der Runde Berg bei Urach und der Zähringer Burgberg bei Gundelfingen. Nach Heiko Steuers Ausführungen über die *Höhengründungen des 4. und 5. Jahrhunderts in Süddeutschland* bezeugen ihre archäologischen Inventare neben einer militärischen Bedeutung die Ranghöhe ihrer Bewohner und eine Konzentration handwerklicher Aktivitäten.

Seit dem 8. Jahrhundert fließen die schriftlichen Quellen reicher; gemeinsam mit den Ortsnamen belegen sie den Vorgang des Landesausbaus und die Namen seiner Träger. Dieter Geuenich beschränkt sich in seinem Artikel zu dieser Frage auf das 8. bis 11. Jahrhundert. Zweifellos bilden die Klostergründungen Pirmins und das nun christlich beeinflusste alamannische Recht in der Lex Alamannorum im Sinne des Forschungsvorhabens eine historische Zäsur für die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts,

doch reicht der Vorgang des Landesausbaus – man denke an die Wirkung der Zisterzienserklöster oder die Stadtgründungen der Zähringer – bis weit ins 13. Jahrhundert hinein.

Dem Verhältnis weltlicher und geistlicher Herrschaftsträger im 9. und 10. Jahrhundert auf dem Hintergrund personaler Verflechtungen und Abhängigkeiten gelten die Untersuchungen Gerd Althoffs über *Episkopat und Adel Alemanniens im frühen Mittelalter* und von Thomas Zotz über *Die Grundlagen und Zentren der Königsherrschaft im deutschen Südwesten in karolingischer und ottonischer Zeit*. Die Beiträge Alfons Zettlers über *Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau* und von Hans Schadek über *Vorstädtische Siedlungen und Gründungsstädte der Zähringer* führen überwiegend in die Zeit nach der Jahrtausendwende. Beide Autoren betonen die Notwendigkeit einer verstärkten Zusammenarbeit von historischer und archäologischer Forschung. Besonders die Stadtkernarchäologie hat in den letzten Jahren große Erfolge zu verzeichnen. Sie steht aber angesichts einer ungezügelt fortschreitenden Bautätigkeit in den Ortskernen vor kaum zu bewältigenden Problemen.

Erste Ansätze einer «Industrialisierung» im deutschen Südwesten sieht Heiko Steuer im Blei- und Silberbergbau des Schwarzwaldes. Sein Aufsatz begründet ein Forschungsprogramm *Zur Frühgeschichte des Erzbergbaus und der Verhüttung im südlichen Schwarzwald*. Die umfangreichen Untersuchungen von Michael Borgolte zur *Conversatio Cottitiana* gehörte nicht zum ursprünglichen Programm des Forschungsverbundes. Diese *Zeugnisse vom Alltag in frühmittelalterlicher Überlieferung* ergänzen jedoch ebenso wie der Aufsatz *Breisach – ein Refugium für Rebellen im frühen Mittelalter?* von Gerd Althoff die Thematik des Bandes um interessante Aspekte.

Ohne Zweifel ist das Anliegen des Forschungsverbundes zu begrüßen, und das interdisziplinäre Gespräch ist eine Forderung der Zeit. Die in dem vorliegenden Band dargelegten Problembereiche zeigen, auf welch schwankenden Füßen viele Aussagen zur frühen Geschichte Südwestdeutschlands heute noch stehen und welche Aufgaben der Forschung gestellt sind. Der Preis des Buches, so ist zu befürchten, wird für manchen Studierenden oder an der Landeskunde interessierten Laien recht hoch sein, zu hoch. Dennoch kann man der Reihe nur Erfolg wünschen. Siegfried Albert

HANS EUGEN SPECKER (Hg): **Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt. Zum 100. Jahrestag der Vollendung des Ulmer Münsters. Begleitband zur Ausstellung.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentation, Band 7). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 660 Seiten mit 250, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 68,-

Die Vollendung mittelalterlicher Bauwerke im 19. Jahrhundert war vaterländisch gesinnten Bürgern, inspiriert von historischem Geschichtsbewußtsein, Sinnbild für die gelungene Anknüpfung an lange unterbrochene nationale Kontinuitäten, und solche Bauwerke gerieten zu Ob-

jekten geradezu kultischer Verehrung. Als ein *heiliges Vermächtniß* mittelalterlicher Vergangenheit sah der Publizist Joseph von Görres bereits 1814 den Fragment gebliebenen Dom zu Köln, der durch den Weiterbau im vorigen Jahrhundert, innere Erneuerung symbolisierend, zum Nationaldenkmal wurde. Görres 1814: *In seiner trümmerhaften Unvollendung, in seiner Verlassenheit ist es ein Bild gewesen von Teutschland, seit der Sprach- und Gedankenverwirrung; so werde es denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen.* Nicht nur die Fertigstellung des Kölner Doms, auch der durch die Restaurierungsarbeiten zwischen 1844 und 1890 mit 162 Meter zum höchsten Kirchturm der Welt emporgewachsene Münsterturm in Ulm geriet so zu einem Signum nationaler Identität.

Ein Jahrhundert ist seitdem vergangen. Das Jubiläumsdatum wurde im letzten Jahr vom Ulmer Stadtarchiv zum Anlaß genommen, mit einem stattlichen Buch, konzipiert als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, die Stadtgeschichte eines Jahrhunderts in ihrer Totalität auszubreiten. Panoramatische Weite deutet sich im ausholenden Titel an, eine Weite, die freilich mit dem bereits bescheideneren Untertitel *Aspekte aus dem Leben der Stadt* zurechtgerückt wird. Die angestrebte Breite mag waghalsig erscheinen, gemessen am Ergebnis ist der Versuch um so bemerkenswerter: Ein Team meist junger Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen schlägt Schneisen aus unterschiedlichster Perspektive durch das Dickicht Ulmer Stadtgeschichte vom Zeitpunkt des Verlusts der Reichsunmittelbarkeit zu Anfang des Jahrhunderts, als Ulm 1802 zunächst Bayern und acht Jahre später Württemberg zugeschlagen wurde, bis zur Jahrhundertwende, als durch die Auflassung der Stadtumwallung der Weg für weitere entscheidende Expansionen frei wurde.

Wie sich die Stadt um ihr architektonisches Herzstück, das Münster, schmiegt, so sind auch die vierzehn Aufsätze um die das Ulmer Leben im 19. Jahrhundert bestimmende Baugeschichte des Münsters herum angelagert. Hubert Fink, ehemaliger Leiter der Abteilung Neuzeit im Stadtarchiv Ulm, hat die Baugeschichte des Münsters detailgenau zusammengetragen, doch bei der Präzision der historischen Sezierungsarbeit geraten zuweilen die weltanschaulichen Dimensionen des Baus fast außer acht. Daß sich Ulmer Leben im vorigen Jahrhundert außerordentlich stark um das mächtige Münsterbauwerk zentrierte, ist allen folgenden Beiträgen immer wieder abzulesen. Verschiedene Stichworte schaffen Zugang zum Ulmer Leben im 19. Jahrhundert: Regionale Sozialgeschichte (Uwe Schmidt), ergänzt durch Wirtschaftsgeschichte (Peter Schaller), Bürgertum (Eckard Trox) und Arbeiterbewegung (Uwe Schmidt) markieren gesellschaftliche Pole des städtischen Lebens. Die Geschichte lokaler Öffentlichkeit wird im wesentlichen als Institutionengeschichte geschrieben: Wenn der Modernisierungsprozeß kommunaler Verwaltung nachgezeichnet wird, dann wird vor allem gezeigt, wie umfassend die Obrigkeit das Leben der einzelnen erreichen konnte (Raimund Waibel). Die Entwicklung des kirchlichen Lebens umfaßt die Spanne vom Ende der «Magistratskirche» im ersten Jahrzehnt bis zu den konfessionellen Spannungen unter dem Eindruck des

neuen Nationalstaats gegen Ende des 19. Jahrhunderts (Martin König). Schule (Manfred Kindl) und Presse (Karin Weltin) schließlich stecken den Zuschnitt kommunaler Öffentlichkeit im vergangenen Jahrhundert ab. Weitere Möglichkeiten zum Verständnis Ulmer Vergangenheit liefert die Kategorie der Kultur, die durch die Behandlung der Theatergeschichte (Georg Loges), Ulmer Schmucks und Ulmer Möbel (Helga Müller-Schnepper) und durch die Skizzierung der Fotografiegeschichte (Wolfgang Adler) den Blick auf die Historie Ulms eröffnet. Wenn dann abschließend die Stadtentwicklung (Walter Güßmann) und das Verhältnis von Garnison und Stadt (Bernd Lemke) skizziert werden, dann wurde insgesamt der Beweis geliefert, wie produktiv Stadtgeschichtsschreibung sein kann, wenn durch einzelne, ein Netz von Bezügen schaffende Aspekte die Gesamtheit historischen Lebens in lokalem Horizont erschlossen wird.

Friedemann Schmoll

WERNER WALZ: Hohenzollern und seine Bahnen. Geschichte – Technik – Fahrzeuge. Motorbuch-Verlag Stuttgart 1990. 112 Seiten mit 60 Abbildungen. Pappband DM 36,-

Als die Zollernbahn vor gut 120 Jahren ihre Jungfernfahrt antrat und das Schienennetz im geeinten deutschen Reich zwei Jahrzehnte später eine ungeahnte Ausdehnung erfuhr, konnten weder die Konstrukteure, die Militärs oder die am technischen Fortschritt wie noch immer an Eigeninteressen hängenden deutschen Majestäten voraussehen, daß die *Jahrhundertinvestition* schon vier Generationen später zwar nicht in ihrer Existenz, sehr wohl jedoch in ihrem seinerzeitigen Bestand bedroht sein könnte. Schwindende Auslastung und privatwirtschaftliches Renditedenken führten in den letzten Jahren zur Einstellung vieler Nebenstrecken. Ohne die auf Dauer gesicherte finanzielle Hilfe von Kreisen und Ländern wird es mit Sicherheit auch weiterhin Stilllegungen geben. Allenfalls das nostalgische Freizeitvergnügen wird uns dann noch die Eisenbahn an der Schmiech, der Lauchert oder z. B. im Ermstal bescheren. Wie ein fester Steg in den Wogen der Verkehrspolitik unserer Tage steht dagegen mit der Hohenzollerischen Landesbahn ein privat betriebenes Unternehmen, für das der Steuerzahler weder Verluste auffangen noch Investitionen tragen muß.

Werner Walz widmet sich mit dem vorliegenden, sehr anspruchsvoll gestalteten und nicht ausschließlich für die Eisenbahnfreunde bestimmten Band dieser für unsere heutigen Begriffe so ungewöhnlichen Einrichtung sowie der historischen Landschaft, für die diese Bahn einst gebaut worden ist. Der Autor ist nicht nur ein anerkannter Verkehrsexperte, vielmehr hat er bereits mit seinen vor Jahren erschienenen Titeln *Die Geschichte der Bahn: Erlebnis Eisenbahn*, *Deutschlands Eisenbahn 1835–1985*, vor allem aber mit der *Eisenbahn in Baden-Württemberg* gezeigt, daß es ihm nicht nur um die engen Themenbereiche Schienennetz, Ausstattung, Technik und Verwaltung geht.

Eben dem landeshistorisch interessierten Leser öffnet

Walz mit seinem «jüngsten Kind» den Blick auf die so farbige Landkarte Südwestdeutschlands im vorigen Jahrhundert. Die Geschichte der Hohenzollernbahn offenbart sich dem Leser als eine Geschichte des ehemaligen Fürstentums Hohenzollern. Hier treten die Pioniere des Eisenbahnbaus vor dem Hintergrund wirtschaftspolitischer Ideen aus den Residenzstädten Sigmaringen, Hechingen, Stuttgart und Berlin wie aber auch der militärstrategischen Planung an der Grenze zum Königreich Württemberg auf. Anschaulich schildert Walz die uns heute kaum mehr verständlichen, aber vor 120 Jahren doch so tief sitzenden Animositäten zwischen den Schwaben diesseits und jenseits der Grenze, die schon eine gemeinsame Eröffnungsfeier für die grenzüberschreitende Strecke von Tübingen nach Hechingen im Jahr 1869 unmöglich machten.

Aus den Zeilen läßt sich unschwer der Stolz ablesen, mit dem der Autor über das Gelingen des seinerzeit so kühnen Vorhabens eines Bahnbaus in Hohenzollern, aber auch über den Umstand berichtet, daß vom gesamten, seit 1912 bestehenden Schienennetz bis heute kein Meter stillgelegt wurde. Die wohlgelungene Arbeit bezeichnet der Motorbuch-Verlag in seiner Presseerklärung nicht zu Unrecht als *eine Panoramareise von außerordentlichem Reiz*.

Rudolf Bütterlin

ERWIN HUXHOLD: Die Fachwerkhäuser im Kraichgau. Ein Führer zu den Baudenkmalern. Verlag Heimatverein Kraichgau e.V. 1990. 285 Seiten mit 433 Abbildungen. Leinen DM 34,- (zu beziehen bei der Geschäftsstelle 7519 Eppingen, Geranienstr. 19).

Rechtzeitig zu den Heimattagen Baden-Württemberg 1990 in Bretten konnte Prof. Dr.-Ing. Erwin Huxhold eine Dokumentation der erhalten gebliebenen Fachwerkhäuser im Kraichgau vorlegen, die insgesamt 208 Häuser in 72 Orten umfaßt. Einer eingehenden Darstellung der Entwicklung des Fachwerks im Kraichgau folgt, alphabetisch nach Orten gegliedert, eine allgemeinverständliche Beschreibung der Häuser. Jedes Gebäude wird zudem bildlich dargestellt. Fachwissen wird nicht vorausgesetzt, den vorzüglichen Erläuterungen der Konstruktionen, Zierformen und Fachausdrücke ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Mit diesem Buch kann sich der Benutzer zu Hause eingehend kundig machen, um dann auf Fahrt zu gehen. Vorschläge für Fachwerkrouen sind maßstäblich aufgezeichnet und ermöglichen die Orientierung und gezielte Besichtigungsrunden. Ein abschließendes Verzeichnis der dargestellten Häuser und Literaturangaben vervollständigen die vorliegende Arbeit.

Der Autor konnte aus seinen tiefen Kenntnissen schöpfen, die er sich in mehr als vierzigjähriger Forschungsarbeit erworben hat. Mit dieser gründlichen Darstellung des Fachwerks im Kraichgau liegt nun ein Handbuch vor, das nach Inhalt und Aufbau als einzigartig und beispielhaft bezeichnet werden kann: ein zuverlässiger Führer zu den Baudenkmalern in Fachwerkbauweise.

Helmut Förster

Zollernalb-Profil. Jahrbuch des Kreises, Band 1. Herausgegeben vom Zollernalbkreis. Balingen 1988. 207 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 29,80

Nun hat also auch der Zollernalbkreis sein Jahrbuch. Der Name stehe fürs Programm der neuen Reihe, schreibt Landrat Haasis in seinem Vorwort: *Er nimmt nicht nur Bezug auf die Landschaft unserer Region mit ihren charakteristischen Profilen, sondern bringt vor allem zum Ausdruck, was Ziel unseres Jahrbuchs ist: Das Profil unseres Kreises nachzuzeichnen, aufmerksam zu machen auf das, was unsere Region charakterisiert und kennzeichnet.*

Der Band bietet so auch ein breitgefächertes Themenspektrum, das die Erdgeschichte, die Flora und Fauna ebenso berücksichtigt wie die Geschichte, die Kunst, das Brauchtum, die Landwirtschaft oder die industrielle Entwicklung im Kreis. 35 Themen werden aufgegriffen, die nicht nur Vergangenes ans Tageslicht holen, sondern sich auch mit gegenwärtigen Problemen auseinandersetzen; etwa mit der Müllkonzeption des Kreises, mit der Skulpturenstraße in Dotternhausen, der Schulpartnerschaft zwischen der Realschule in Winterlingen und der Huntcliff-School in Saltburn oder der Verbandsjugendkapelle.

Einige der Aufsätze sind sicher nicht nur für Kreisbewohner von Interesse. Dazu gehören die Abhandlungen von Otto Werner, Gerhard Stein und Karl Werner Stein, die sich mit der Geschichte der Juden in Hechingen und Hailerloch, insbesondere der Reichspogromnacht, beschäftigen oder der Beitrag von Werner-Ulrich Deetjen über die von der Landwirtschaft geprägten Eßgewohnheiten in Tübingen, ist doch nicht nur dort das Ende der Landwirtschaft als bestimmender Faktor des wirtschaftlich-sozialen Lebens erreicht.

Die Aufsätze sind durchweg kurz, meist nur wenige Seiten lang, und populär geschrieben. Für die breiten Leserschichten, die damit angesprochen werden sollen, wäre es allerdings dienlich, wenn die Herausgeber die Bebilderung des Bandes noch etwas großzügiger gestalten würden und auch mal Mut zu einer ganzseitigen Abbildung hätten. Zudem würden sie damit auch die neue Reihe noch deutlicher zur gut 60 Jahre alten traditionellen Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte absetzen, ja diese ergänzen. Alles in allem: Man kann dem Kreis zu seiner neuen Publikationsreihe gratulieren. Weiter so!

Wilfried Setzler

Reutlinger Geschichtsblätter. Jahrgang 1989, neue Folge Nr. 28. Reutlinger Geschichtsverein 1989. 336 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartoniert DM 36,-

Dieser Jahrgang ist ganz dem «großen Sohn» Reutlingens, Friedrich List, gewidmet, dessen 200. Geburtstag 1989 mit zahlreichen Feiern, Veranstaltungen und einer großen Ausstellung *Friedrich List und seine Zeit* begangen wurde. Zehn namhafte Fachleute aus den Bereichen Geschichte, Politologie, Soziologie sowie der Wirtschafts- und Verkehrswissenschaften gehen auf das Leben, Wirken, auf die Bedeutung Lists als Eisenbahnpionier, Publizist, Poli-

tiker und Nationalökonom ein. Heinrich Betz beleuchtet die Schule und das geistig-kulturelle Umfeld in Reutlingen zur Zeit des jungen List; Dirk Görner wendet sich Lists früher Staats- und Gesellschaftslehre zu; Volker Schäfer veröffentlicht einen ersten Teil seiner neuen archivalischen Funde zu Lists Tätigkeit in den Tübinger Universitätsvereinen; Wolfram Siemann verdeutlicht, wie die Zensur Lists Publikationen beeinflusste; William O. Henderson würdigt List als Journalisten; Klaus Schafmeister, Ralf Haase und Kurt Seidel untersuchen Lists Rolle beim Eisenbahnbau in den USA und in Deutschland; Dieter Senghaas weist darauf hin, daß die Rezeption der Ideen Lists zur Entwicklungspolitik längst überfällig ist und Lists Hauptwerk *Das nationale System der politischen Ökonomie* zur Pflichtlektüre aller gehört, die in Politik, Wissenschaft oder Industrie mit Entwicklungspolitik zu tun haben; Ralf Haase zeigt zum Abschluß das Friedrich-List-Bild in der ehemaligen DDR auf.

Alles in allem: Zehn interessante Beiträge, die nicht nur das gängige List-Bild wiedergeben, sondern in vielfältiger Weise ergänzen und korrigieren, zudem neue Sichtweisen aufzeigen.

Wilfried Setzler

PETER WANNER (Redaktion): **Heimatsbuch der Stadt Lorch. Band 1: Lorch. Beiträge zur Geschichte von Stadt und Kloster.** 252 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, **Band 2: Lorch im Remstal.** 453 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Stadt Lorch 1990. Leinen DM 80,-

Zu ihrem 125. Geburtstag als Stadt hat sich Lorch selbst ein respektables Geschenk gemacht: eine zweibändige Festschrift. Der erste Band hat die Frühzeit Lorchs – vor allem das Kloster – zum Thema, der zweite Band vereint zahlreiche Beiträge über die Geschichte, die Kultur, das Sozialwesen, die Wirtschaft, die Vereine, die Kirchen, die Geologie und die Tierwelt der 1865 unter König Karl von Württemberg zur Stadt erhobenen Gemeinde.

Ein allgemeines, überregionales Interesse verdient vor allem der erste Band. Nach einem Aufsatz von Hans-Ulrich Nuber über das römische Lorch – über den Limes, das Kastell, seine Besatzung und die Besiedlung – beschreibt Klaus Graf die Geschichte des Klosters Lorch von seinen Anfängen als staufisches Hauskloster kurz vor 1100 bis zur Reformation. Zwar kann auch sein Beitrag eine seit langem fällige Gesamtdarstellung der Klostergeschichte nicht ersetzen, hat er doch bewußt einige Themen ausgelassen oder – wie die Besitzgeschichte des Klosters – nur gestreift. Seine Ansätze und Forschungsergebnisse verbessern aber den bisherigen Kenntnisstand in einigen Gebieten nicht unwesentlich; so klärt er das Verhältnis des Klosters zu seinen Stiftern, erarbeitet erstmals eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Abtsreihe und stellt die Folgen der 1462 eingeführten Melker Reform dar.

Das herausragendste Ergebnis dieses Bandes ist jedoch der Beitrag von Hermann Kissling zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters. Damit ist ein langes Desiderat lan-

des- und kunsthistorischer Forschung erfüllt. Kissling gibt zunächst einen Überblick zur Anlage des Klosters, in dem er auch die abgegangenen Bauten beschreibt, führt dann entlang der Ringmauer zur Klosterkirche, erläutert deren Bau, den Baugrund, das Baumaterial, die Einrichtung und die Ausstattung. Nicht minder anschaulich folgen das Klausurgeviert und der äußere Bereich des Klosters. Der erste Band der Festschrift schließt mit einem Aufsatz von Hermann Ehmer über die Einführung der Reformation im Kloster und im Dorf Lorch.

Man darf der Stadt Lorch zum Jubiläum, vor allem aber zu diesen beiden Bänden gratulieren. Das einzige, was zu wünschen übrig bleibt, ist eine bessere Qualität bei den oft flauen Abbildungen. Von dem Beitrag Hermann Kisslings zur Bau- und Kunstgeschichte hat die Stadt übrigens einen Sonderdruck herstellen lassen, der als eine Art «Klosterführer» von Interessierten für 18,- DM separat bezogen werden kann.

Wilfried Setzler

In einem Satz . . .

Allgäuer Geschichtsfreund. Blätter für Heimatforschung und Heimatpflege. Nummer 88. Heimatverein Kempten im Heimatbund Allgäu 1988. 356 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert.

Dieses Jahrbuch veröffentlicht die 1985 von der Universität München angenommene Dissertation von Norbert Jocher, die sich dem Künstler Johann Georg Üblher (1703–1763) widmet, der unter anderem jahrelang in einer Werkstattgemeinschaft mit Johann Michael Feichtmayr viele Ornamente und Stuckplastiken in berühmten Kirchen und Klöstern geschaffen hat, etwa in Neresheim oder Obermarchtal.

ANDREAS REICHERT: **Die Schwäbische Kehrwoche.** Petra Bülow Verlag Rothenburg o. T. 1991. 87 Seiten mit 25 Zeichnungen von Josef Grosz. Pappband DM 19,80

Dieses Büchlein will *schonend* über die schwäbische *Nationaltugend* informieren, ernsthaft, einfühlsam für Schwaben und Nichtschwaben, mal augenzwinkernd, mal fast wissenschaftlich: eine erste umfassende Darstellung über die, wie sich der Autor ausdrückt, *schwäbische Kehrmania*.

WILHELM R. DIETRICH: **Biberach. Schaustationen in und nahe der einstigen Reichsstadt an der Riß.** Raetia Verlag Sieglinde Dietrich Warthausen 1989. 88 Seiten mit 43 Abbildungen und zwei Plänen. Pappband DM 11,50

Auf je einer Doppelseite wird ein abgeschlossenes Thema zur Geschichte oder Kunst der Stadt Biberach und ihrer Nachbarorte, jeweils mit einem Bild illustriert, abgehandelt, knapp und kompakt, fast zu kompakt, vor allem in der Nachbarschaft, wo eben beispielsweise Steinhausen, Schussenried oder Ochsenhausen mit je einer Seite Text und Bild auskommen müssen.

Die Kreis- und Gemeindegewappen im Regierungsbezirk Karlsruhe. Bearbeitet von HERWIG JOHN unter Mitarbeit von HILTBURG KÖCKERT und GABRIELE WÜST. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 108 Seiten mit 216 farbigen Wappenabbildungen. Leinen DM 45,-

Damit liegt nun der letzte von vier Bänden vor, in denen erstmals alle derzeit gültigen kommunalen Wappen in Baden-Württemberg veröffentlicht, abgebildet, beschrieben und erklärt sind.

PETER-JOHANNES SCHULER: **Notare Südwestdeutschlands. Ein prosopographisches Verzeichnis für die Zeit von 1300 bis ca. 1520.** Textband und Registerband. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Band 90 und 99). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1987. 538 und 272 Seiten mit 27 Stammtafeln. Kartoniert DM 98,-

Ein *schwieriges und langwieriges Druckvorhaben* kam mit diesen beiden Bänden zum Abschluß, so schreibt der Kommissionsvorsitzende, und tatsächlich, was hier vorgelegt wird, ist imposant, zu 1566 Notaren wird ein außerordentlich umfangreiches Material mit vielen tausend Einzeldaten wiedergegeben, das zudem Fundbelege und Literaturhinweise enthält: dem Verfasser hat die Forschung ein nützliches personen-, rechts- und sozialgeschichtliches Nachschlagewerk zu verdanken.

HEDWIG RÖCKELEIN UND CASIMIR BUMILLER: **... ein unruhig Poet, Nikodemus Frischlin 1547–1590.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Balingen, Band 2). Balingen 1990. 143 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 18,-

Zum 400. Todestag Frischlins erschien dieses die Balingener Ausstellung begleitende Buch, das – hervorragend illustriert – das Leben und Werk des streitbaren Poeten als Tübinger Professor, gekrönter Dichter, Pädagoge und letztlich Gescheiterten aufzeigt und kommentiert, wobei es nicht nur alle bekannte Fachliteratur zusammenfaßt, sondern sich auch auf ungedruckte Quellen stützen kann.

Rund um den Schönbuch. Landkreis Böblingen, Naturpark Schönbuch, Neckartal, Filder. Wir-Verlag Walter Weller 1990. 155 Seiten mit zahlreichen Abbildungen in Farbe. Pappband DM 39,80.

Viele schöne Bilder und sachkundige Texte zeichnen diesen Band aus, der unter dem sorgfältigen Lektorat von Hugo Baumann und Heinz Wolpert allen am Schönbuch Interessierten einen Gesamtüberblick zur Geschichte, Kunst, Jagd, Flora, Fauna, Geologie und Waldnutzung vermittelt.

MANFRED SCHMID (Hg): **Auf dem Stuttgarter Rathaus 1915–1922. Erinnerungen von Fritz Elsas (1890–1945).** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 74). Klett-Cotta Stuttgart 1990. 240 Seiten und 37 Abbildungen. Pappband DM 25,-

HERMANN FREUDENBERGER: **Großmutter's Stuttgart-Geschichten. Was sie wußte – wen sie kannte.** DRW Verlag Leinfelden-Echterdingen 1990. 240 Seiten mit 71 Abbildungen. Gebunden DM 39,-

FRIEDER AICHELE, MARTIN MUNDORFF und KARL-HEINZ RUEß: **Göppinger Zinn.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 26). Begleitband zur Ausstellung. Stadt Göppingen 1990. 135 Seiten mit 111 Abbildungen. Broschiert DM 25,-

EBERHARD FRITZ: **Neuhausen im 18. und 19. Jahrhundert.** (Metzinger Heimatblätter. 5). Metzinger Volkshochschule 1990. 326 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 30,-

St. Anna-Kirche in Beilstein, herausgegeben von der Evangelischen Kirchengemeinde Beilstein anlässlich der Beendigung der Renovierungsarbeiten 1990. 32 Seiten mit 33 meist farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 8,- (zu beziehen über das Ev. Pfarramt 7141 Beilstein)

MANFRED BOSCH (Hg): **Mit der Setzmaschine in Opposition. Auswahl aus Erich Schairers Sonntagszeitung 1920–1933.** Mit einem Vorwort von Gordon A. Craig und Holzschnitten von Hans Gerner. Elster Verlag Moos & Baden-Baden 1989. 272 Seiten mit 53 Abbildungen. Broschiert DM 24,-

Weitere Titel

HELMUT PFISTERER: **Zettelwirtschaft. Schwäbische Vordrucke für alle Lebenslagen.** Silberburg-Verlag Stuttgart 1990. 204 Seiten. Broschiert DM 24,80

Ach du großer Gott. Neue Gespräche mit dem lieben Gott in schwäbischer Mundart VON RUDOLF SAUTER. Be- lauscht und mit spitzer Feder kommentiert von Walter Hanko. Einhorn-Verlag Eduard Dietenberger Schwäbisch Gmünd 1990. 84 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 22,-

FLORIAN BURGSTAHLER: **Alte Rottweiler erzählen.** Silber- burg-Verlag Stuttgart 1990. 127 Seiten mit 32 Abbildun- gen. Pappband DM 24,80

PETER THADDÄUS LANG und WILHELM CONZELMANN: **Tailfingen. Die Trikotstadt.** Stadtverwaltung Altstadt 1990. 52 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 10,-

Anschriften der Autoren

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim

Julius Beeser, Dr., Schoettlestraße 26, 7100 Heilbronn

Tamara Citovics, Heinsbergstraße 8, 5000 Köln 1

Manfred Grohe, Am Sonnenrain 34,
7402 Kirchentellinsfurt

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 7000 Stuttgart 1

Bernd Roling, Kirchweg 37, 7061 Lichtenwald 1

Raimund Waibel, Dr., Nauklerstraße 22A, 7400 Tübingen

Reinhard Wolf/Hans-Martin Flinspach, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Kriegsstraße 5a, 7500 Karlsruhe 1

Regine Zennß-Reimann, Billsbergstraße 14,
7127 Pleidelsheim

Bildnachweis

Titelbild und S. 107–113: Reinhard Wolf, Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe; S. 106: Hauptstaatsarchiv Stutt- gart; S. 114–124: Gemeindearchiv Gärtringen; S. 125–136: Landesmuseum für Technik und Arbeit, Mannheim; S. 139–143: Stadtarchiv Rottenburg; S. 144 und 145: Man- fred Grohe, Kirchentellinsfurt; S. 146 und 147: Konstantin Tschovikov, Stuttgart 80; S. 148, 149 oben, 151 unten, 152: Landesdenkmalamt Stuttgart, Archäologie; S. 149 unten, 150, 151 oben, 153: Dieter Kapff, Stuttgart; S. 154: Topo- graphischer Plan im Maßstab 1:1000, aufgenommen 1982 von R. Huber, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; S. 155: Luftaufnahme der Viereckschanze bei Langenburg von O. Braasch, 1990; wie S. 154 aus K. Bittel, S. Schiek und D. Müller: Die keltischen Viereckschanzen. Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württem- berg, Band 1, Stuttgart 1990; S. 156–163: aus einem Foto- album von Pfarrer Immanuel Fischer, Privatbesitz.

Im Reiseprogramm des Schwäbischen Heimatbundes sind bei folgenden Fahrten noch Plätze frei

21 Heimatkunde auf zwei Rädern:

Geschichtlich-naturkundliche Radwanderung durch Oberschwaben

Führung: Regina Schmid und Astrid Waibel

Samstag, 1. Juni, bis Sonntag, 2. Juni 1991

Treffpunkt: 11.00 Uhr Aulendorf, Bahnhof

Teilnehmergebühr (inklusive Übern./Frühstück):

DM 89,-

Kinderermäßigung (bis 15 Jahre): 50 %

Kürnbach (Freilichtmuseum) – Schussenried (Prämonstratenserklöster) – Schussenquelle – Bad Buchau (jüdischer Friedhof) – Federsee (Natur- und Vogelschutzgebiet)

Unter historischen (Regina Schmid, Historikerin) und ökologischen (Astrid Waibel, Dipl.-Biologin) Gesichtspunkten wollen wir diesen reizvollen Teil Oberschwabens mit dem Fahrrad erfahren und erkunden. Die Fahrt wird einerseits auf landschaftliche Gegebenheiten, auf Flora und Fauna aufmerksam machen sowie ökologische Zusammenhänge verdeutlichen, andererseits werden auch kulturhistorische Sehenswürdigkeiten auf der Strecke miteinbezogen.

Die Wegstrecke pro Tag wird ca. 40 km betragen, mit einer Übernachtung am Federsee. Mit dieser Radwanderung wollen wir Interessierte jeden Alters ansprechen. Familien mit Kindern sind natürlich willkommen.

Die Anreise zum Treffpunkt in Aulendorf erfolgt individuell – entweder Pkw-Anreise (wir bilden Fahrgemeinschaften) oder mit dem Zug. Fahrräder können am Bahnhof von Aulendorf auch ausgeliehen werden.

22 Rohstoffgewinnung im Spannungsfeld zwischen Natur- und Umweltschutz

Führung: Dr. Friedrich Wurm

Samstag, 8. Juni 1991

Treffpunkt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 49,-

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt

Stuttgart – Neckarrems – Rielingshausen – Kirchberg/Murr – Weiler zum Stein – Esslingen – Rübgarten – Pfrondorf – Gültstein – Darmsheim – Stuttgart

An still gelegten, noch im Betrieb befindlichen aber von der Stilllegung bedrohten und konfliktfreien Gewinnungstätten für Kalkstein, Sandstein und Gips soll die Problematik des Gesteinsabbaus im Ballungsraum aufgezeigt werden. Die jeweiligen Entscheidungen für oder gegen einen Abbau und ihre Begründung sollen aufgezeigt und diskutiert werden. Es soll versucht werden, die betroffe-

nen Institutionen an der Diskussion vor Ort zu beteiligen. Festes Schuhwerk, evtl. Gummistiefel!

24 Landschaft und Barock in Oberschwaben

Führung: Lothar Zier

Samstag, 15. Juni, bis Sonntag, 16. Juni 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: 10.00 Uhr in Riedlingen

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren):

DM 199,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 209,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

1. Tag: Fahrt zum Bussen, dem «Heiligen Berg» Oberschwabens: «Der geologische Aufbau – seine geschichtliche Bedeutung» – Steinhausen, «die schönste Dorfkirche der Welt» nahe Schussenried – naturkundliche Wanderung um den Schwaigfurter Weiher – Altshausen, auf den Spuren der Deutsch-Ordensherren – abends: Lichtbilder-Vortrag: «Oberschwaben – Geschichte und Schönheit einer Landschaft.»

2. Tag: Wanderung zur Ringgenburg nahe Wilhelmsdorf: Eiszeit-Geologie, Botanik, Geschichte – Besuch von Schloß Heiligenberg

Übernachtung in einem sehr guten Hotel in Saulgau

26 Deutscher Orden V – Die Ballei Etsch

Führung: Dr. Michael Diefenbacher

Montag, 24. Juni, bis Donnerstag, 27. Juni 1991

Abfahrt: 8.00 vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-rücktrittskostenversicherung):

DM 628,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 668,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

1. Tag: Stuttgart – Augsburg – Aichach (DO-Kommende) – Weil (DO-Amt) – Fahrt über Fern- und Reschenpaß – Meran

2. Tag: Meran – Deutscher Orden im Vintschgau (Schlanders, Göflan, Tarsch) – Meran

3. Tag: Meran – Deutscher Orden im Überetsch und auf dem Ritten (Lana, Lanegg, Siebeneich, Weggenstein, Lengmoos) – Meran

4. Tag: Meran – St. Leonhard im Passeier – Jaufenpaß – Sterzing – Heimfahrt über Brenner und Innsbruck – Stuttgart

Die fünfte Fahrt des Deutschordenszyklus führt in die ehemalige hochmeisterliche Ballei «Im Gebürg» oder Etsch genannt. Hier war der Orden seit dem 12. Jahrhundert angesiedelt und ist noch präsent. Beeindruckende Landschaft und Romanik bilden die Reize am Wege.

Festes Schuhwerk ist erforderlich.

29 Vorarlberg – Geschichte, Kunst und Kultur

Führung: Karlheinz Geppert

Freitag, 12. Juli, bis Sonntag, 14. Juli 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenversicherung):

DM 329,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 369,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

Stuttgart – Bregenz («Brigantium»), Landeshauptstadt:
Altstadt, Landesmuseum – Bezaun, Hauptort des Bregenzer-
waldes – Hohenems, Residenz der Grafen von Hohenems:
Drei Schlösser (Alt-Ems, Burg Gloppe, Gräflicher
Palast), Vorarlbergische Landesausstellung «Kleider und
Leute», Jüdisches Museum – St. Gerold im Großwalsertal:
Benediktinerpropstei auf romanischen Fundamenten –
Rankweil: Burgkirche auf dem Liebfrauenberg – Feld-
kirch: Mittelalterlicher Stadtkern, Schattenburg der Gra-
fen von Montfort, Palais Lichtenstein.

Vielfältig sind die Verbindungen, die es zwischen dem
österreichischen Bundesland Vorarlberg und unserem
Land gab und gibt. So stammen die Grafen von Montfort,
welche seit dem 13. Jahrhundert in Vorarlberg zahlreiche
Besitztümer und Herrschaftsrechte innehatten, von den
Pfalzgrafen von Tübingen ab: Der zweite Sohn des Grafen
Hugo von Tübingen und der Gräfin Elisabeth von Bre-
ganz, Hugo I., wählte um 1200 die Stadt Feldkirch als
neuen Herrschaftsmittelpunkt und nahm den Namen
Montfort an. Nach und nach erwerben die Habsburger
den Besitz der Grafen von Montfort: Feldkirch, Bludenz
und schließlich Bregenz. Erst 1386 wird der Arlberg, der
die vorarlbergischen Herrschaften Österreich näher
bringt, eröffnet. Seit Kaiser Maximilian zählte Vorarlberg
ebenso wie Schwäbisch-Österreich (Burgau, Hohenberg,
Nellenburg) zu den «Vorlanden», d. h. zu den vor dem
Arlberg gelegenen oberösterreichischen Gebieten, die
von Innsbruck aus regiert wurden. Die Loslösung von
«Vorderösterreich» erfolgte erst im 18. Jahrhundert unter
Kaiser Josef II. Doch die Verbindung zwischen Vorarlberg
und Schwäbisch-Österreich war nicht nur eine admini-
strative, so waren Barockbaumeister aus dem Bregenzer-
wald bei vielen Kirchen- und Profanbauten in Südwest-
deutschland beteiligt.

32 Rund um Ansbach

Führung: Manfred Akermann

Freitag, 23. August, bis Sonntag, 25. August 1991

Abfahrt: 8.00 vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit in Feuchtwangen, Marktplatz
Teilnehmergebühr: (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenversicherung):

DM 329,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 369,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

1. Tag: Stuttgart – BAB – Feuchtwangen – Bad Windsheim
– Virnsberg – Colmberg – Ansbach

2. Tag: Ansbach – Heilsbronn – Lichtenau – Ansbach

3. Tag: Ansbach – Abenberg – Wolframs-Eschenbach –
Ornbau – Herrieden – BAB – Aurach – Stuttgart

Seit 1331 war Ansbach im Besitz der zollerischen Burggra-
fen von Nürnberg, von 1385 bis zum Übergang an Preu-

ßen 1791 war die Stadt Residenz der Markgrafen von
Brandenburg. Die baulichen Zeugnisse jener Epoche, die
seit 1529 stark von den Einflüssen der Reformation ge-
prägt war, haben sich in der Stadt bis heute erhalten; vor
allem in der großartigen Schloßanlage und den beiden
Kirchen St. Johannis und St. Gumbert. Hier und im ehe-
maligen Zisterzienserkloster Heilsbronn verdienen die
Grablegen der Zollern besondere Beachtung. Mit Lichte-
nau reichte das Territorium der Reichsstadt Nürnberg bis
vor die Tore Ansbachs. Nördlich liegt die ehemalige
Reichsstadt Windsheim, heute Sitz des Fränkischen Frei-
landmuseums. Neben kleinen ritterschaftlichen Territo-
rien war Ansbach auch von Streubesitz des Deutschen
Ordens umgeben, etwa der malerischen Kleinstadt Wolf-
rams-Eschenbach.

39 Die linksrheinischen Herrschaften Horburg und Reichenweier

Führung: Harald Schukraft

Samstag, 5. Oktober, bis Sonntag, 6. Oktober 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr:

DM 179,- inklusive Übern./Frühstück im Doppelzimmer

DM 209,- inklusive Übern./Frühstück im Einzelzimmer

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt

Stuttgart – Burg Sponeck – Neu-Breisach – Horburg –
Bebenheim – Reichenweier – Hunaweier – Aubure –
Stuttgart

Von 1324 an besaß das Haus Württemberg die linksrhei-
nischen Herrschaften Horburg und Reichenweier. Beson-
ders in Reichenweier ist das Stadtbild aus der württem-
bergischen Zeit nahezu unverändert erhalten geblieben.
Neben dem Aufspüren der gemeinsamen Geschichte und
der Besichtigung der Baudenkmäler soll in einer ca. drei-
stündigen Wanderung zur Burg Bilstein ein Einblick in die
ehemalige württembergische Vogesenlandschaft gegeben
werden.

Ein Höhepunkt wird ein Essen in einem von Heinrich
Schickhardt zu Beginn des 17. Jahrhunderts erbauten Ge-
bäude, das auch im Inneren eine prachtvolle Renaissance-
ausstattung bewahrt hat. In Hunaweier zählt eine «Kir-
chenburg» mit einer heraldischen Besonderheit zu den
Sehenswürdigkeiten, die wir besuchen werden.

40 Katalonien – Ein einzigartiges europäisches Kulturland

Führung: Michael Bayer

Samstag, 5. Oktober, bis Mittwoch, 16. Oktober 1991

Abfahrt: 7.30 vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenversicherung und Versicherungspaket):

DM 2190,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 2640,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

1. Tag: Stuttgart – durch die Burgundische Pforte, das Tal
der Saône und Rhône nach Orange

2. Tag: Orange (römisches Theater) – altgriechische Ha-
fenstädte Sète und Agde – Fontfroide (Mutterabtei von
Poblet) – Grenzbürg Salses – Canet Plage

3. Tag: an der Küste nach Sant Pere de Roda – an der Costa

Brava entlang nach Ampurias (Reste des altgriechischen Emporion) – Girona (got. Kathedrale, Schatzkammer mit Schöpfungsteppich von 1100)

4. Tag: Girona (maurische Bäder) – Terrassa (einmaliges vorromanisches Ensemble von 3 Kirchen des 5.–12. Jahrhunderts) – San Cugat del Vallès (romanischer Kreuzgang) – Montserrat (Nationalkloster mit Schwarzer Madonna) – Barcelona

5+6. Tag: Barcelona (Kathedrale, Diputacion, Katalanisches Museum (größte Sammlung romanischer Fresken), Arsenal, Picasso-Museum, Bauten von Antonio Gaudi, Altstadt)

7. Tag: Barcelona – Olérdola (römische Festung aus Punischen Kriegen) – Santes Creus (Kloster, Palast und Mausoleum Peter d. Großen, Erben der Stauferrechte auf Sizilien) – Tarragona (Kathedrale und romanisch-gotischer Kreuzgang)

8. Tag: Tarragona (Archäologisches Museum, frühchristliche Nekropole, Zyklopenmauer) – Poblet (Zisterze und Grablege der Könige von Aragon (12.–15. Jahrhundert) – Lérida (Kathedrale)

9. Tag: Ins altkatalonische Bergland nach Solsona (Kathedrale) – Cardona (Kirchenburg um 1050) – Estany (romantischer Kreuzgang) – Vich (Diözesanmuseum)

10. Tag: Vich – in die Pyrenäen nach Ripoll (berühmtes Portal 12. Jahrhundert) – Sant Joan de les Abadesses (12. Jahrhundert) – Beget – Col de Aras – Arles-sur-Tech (Abtei St. Marie) – Perpignan

11. Tag: Perpignan (Altstadt) – Narbonne (Kathedrale) – Uzès (Tour Fenestrelle) – durch das Ardèche zur Rhône – Lyon

12. Tag: Lyon – Abtei Brou – Besançon – Stuttgart
Katalonien, Baden-Württembergs spanische Partnerregion, hat mehr zu bieten als den Strand und die Sonne der Costa Brava. Auf engem Raum findet man bedeutende Zeugnisse der Römerzeit, der Romanik, der Gotik bis zu Gaudis Jugendstil. Die Metropole Barcelona, größte Hafenstadt am Mittelmeer, die wichtigste Sammlung romanischer Fresken der Welt, Felsenküste, Mittelgebirge und das Hochgebirge der Pyrenäen sind Ziele dieser abwechslungsreichen Fahrt. Nicht zuletzt hat die alte «Spanische Mark» als Heimat der Dynastie der direkten Staufererben in Sizilien uralte historische Bande zu Schwaben.

41 Aus dem Geschichtsbuch einer Landschaft – Kulturhistorische Querschnitte zwischen Schwäbischer Alb und Bodensee

Führung: Dr. Uwe Kraus

Sonntag, 6. Oktober, bis Samstag, 12. Oktober 1991
Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten in Tübingen und Hechingen
Teilnehmergebühr (inklusive Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 798,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 838,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

Schwäbische Alb, Laucherttal, Donautal, westliches Oberschwaben; u. a. die Städte Sigmaringen, Veringensstadt, Mengen, Saulgau, Pfullendorf, Meßkirch

Programm: Eis-, Stein- und Bronzezeiten – Kelten, Schan-

zen, Grabhügel – von Römern und Alemannen – Ritter, Burgen und Schlösser des Mittelalters – als man Romanik, Gotik und Renaissance baute – die Wunderwelt des Barock – Industrie und Territorien im 19. Jahrhundert – religiöses und klösterliches Leben – bekannte Persönlichkeiten und vieles mehr.

Ziel vieler Exkursionen ist es, ein bestimmtes Thema umfassend zu behandeln und einzelne historische oder kulturelle Entwicklungen linear und durch mehrere verschiedene Regionen hindurch zu verfolgen. Ein anderer Zweck besteht oft darin, eine Landschaft kennenzulernen und deren Vielfältigkeit aufzuzeigen, wobei zumeist die Reihenfolge der vorgestellten Geschichts- und Kulturdenkmäler zu oft großen chronologischen Sprüngen zwingt. Sinn und Zweck der hier angebotenen Exkursion soll es dagegen sein, sich auf ein fest umrissenes Gebiet zu beschränken und detailliert die einzelnen chronologischen Schichten und Epochen, die sich in ihm wie Seiten eines Buches überlagern, Stück für Stück zu beleuchten. Das Ziel ist es also, in Querschnitten eine bestimmte Landschaft in ihrer historischen und kulturellen Vielschichtigkeit und Entwicklung sowie die Zusammenhänge der einzelnen Schichten und ihr Einflüsse auf diese Landschaft aufzuzeigen. Vom Erdaltertum über die menschliche Frühgeschichte, die Antike und das Frühmittelalter, das Mittelalter und die folgenden Epochen bis in unser Jahrhundert sollen die einzelnen Spuren verfolgt und damit das Bild der linearen Entwicklung einer Landschaft gezeichnet werden. Wir blättern also im Geschichtsbuch einer Landschaft und damit in der süddeutschen Geschichte selbst.

Standort: Sigmaringen

42 Kunst und Technik am oberen Neckar

**Führung: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss
und örtliche Fachkräfte**

Mittwoch, 16. Oktober 1991

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: 7.45 Uhr in Leonberg

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 49,-
Unsere Fahrt führt uns zunächst zum »Atomkeller« nach Haigerloch. Hier waren 1944/45 die Physiker Hahn, Heisenberg und Straßmann auf dem Gebiet der Kernspaltung tätig, bis sie kurz vor Kriegsende von den Amerikanern «entführt» und nach USA gebracht wurden. Auch dem Abendmahl nach Leonardo da Vinci in der evangelischen Kirche Haigerloch wollen wir einen kurzen Besuch abstatten.

In Balingen besuchen wir das Zollernschloß mit dem Waagen-Museum der Firma Bizerba. Das wertvollste Stück dieser Sammlung ist eine ca. 2000 Jahre alte römische Schnellwaage.

Wir fahren weiter nach Dotternhausen zum Zementwerk der Firma Rohrbach KG, dem einzigen mittelständischen Zementwerk im süddeutschen Raum. Mit seinen Einrichtungen leistet es einen wesentlichen Beitrag zu Energie-Einsparung, Schadstoff-Beseitigung und Umweltschutz. Die Verarbeitung von Ölschiefer zu Zement können wir vom Sessel aus in einer Multivisionsschau miterleben.

Besonders interessant ist jedoch das Fossilienmuseum mit Versteinerungen aus dem Jura, mit Informationen über das Leben im Jurameer und über die Entstehungsbedingungen der Fossilien. Auf einer «Skulpturenstraße» wollen wir dann noch einige Werke moderner Künstler ansehen, die 1989 zum 50jährigen Firmenjubiläum aus dem spröden Werkstoff Beton geschaffen wurden.

C Straßburg – Uralte Metropole des Elsaß

Führung: Michael Bayer

Samstag, 2. November, bis Sonntag, 3. November 1991

Abfahrt: 8.00 vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit westlich von Stuttgart

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren):

DM 189,- inklusive Übern./Frühstück im Doppelzimmer

DM 219,- inklusive Übern./Frühstück im Einzelzimmer

Münster – Frauenhausmuseum – Rohanschloß – Gerberviertel – Thomaskirche – Historisches Museum – Rabenhof

Nirgends zeigt sich die Vielfalt der oberrheinischen Kultur so deutlich wie in der 2000jährigen Stadt an der Ill. Römisches und Germanisches, Französisches und Deutsches haben sich über die Jahrhunderte zu einem Kulturhumus verdichtet, der in Europa kaum seinesgleichen hat. Unschätzbare sakrale Kunstwerke, ein weitgehend erhaltenes Stadtbild einer deutschen Reichsstadt sowie Zeugnisse eines noblen, französischen Barock lohnen einen ausführlichen Besuch.

E Württembergische Oberamtsstädte

Biberach

Führung: Dr. Uwe Kraus

Samstag, 27. Juli 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 49,-

Beteiligen Sie sich an der Aktion Irrenberg 1991

am Samstag, 13. Juli 1991

Abfahrt: 6.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten nach Vereinbarung an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg. Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her. Treffpunkt ist um 8 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg befindet sich im Besitz des Schwäbischen Heimatbundes. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien, z. B. Gebüschränder und Steilhänge, werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird anschließend auf Plastikbahnen zum unteren Hangweg geschlittelt und von dort abgefahren.

Der Schwäbische Heimatbund bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion mitzuwirken, die

ganz nebenbei auch ein sehr vergnügliches und geselliges Unternehmen ist. Gerade für neue Mitglieder ist dies eine günstige Gelegenheit, sich untereinander kennenzulernen.

Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet baldige und zahlreiche Anmeldungen. Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt!

Jahresbeitrag und Spende

Die Satzung des Schwäbischen Heimatbundes von 1983 sieht es vor, daß die Mitglieder um eine jährliche Spende gebeten werden, deren Mindesthöhe von der Mitgliederversammlung festgesetzt wird. Für diese Spenden hat der Schwäbische Heimatbund auf Wunsch eine Spendenbescheinigung ausgestellt. Mit Schreiben vom 26. 7. 1990 hat uns das Finanzamt Stuttgart – Körperschaften dazu aufgefordert, diese Praxis künftig zu unterlassen. Hierzu der Wortlaut des Schreibens des Finanzamtes: *Mitgliedsbeiträge Ihres Vereins sind beim Mitglied nicht abzugsfähig. Die von Ihnen betriebene Praxis der Aufforderung zu einer «Mindestspende» und die Ausstellung einer Spendenbescheinigung ist ein Steuerumgehungstatbestand und kann zum Verlust der Gemeinnützigkeit führen.*

Unseren Mitgliedern konnten also Spendenbescheinigungen nur noch in Höhe der die Mindestspende übersteigenden Betrages ausgestellt werden. Nur dabei, so das Finanzamt, handle es sich um echte Spenden. In der Folge dieser Auflagen des Finanzamtes hat der Vorstand des Heimatbundes beschlossen, aus Gründen der Klarheit diese Mindestspende künftig in einen Beitrag umzuwandeln. Ein entsprechender Antrag auf Satzungsänderung wird in der Mitgliederversammlung 1991 behandelt. Wir bitten um Ihr Verständnis, wenn wir **Spendenbescheinigungen nur noch ausstellen**, wenn ein **höherer Betrag als der Pflichtbeitrag** bei uns eingeht.

Mitgliederwerbung 1990

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem Schwäbischen Heimatbund bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben. Der Schwäbische Heimatbund dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben. 1990 haben unseren Verein folgende Personen durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

Acht Mitglieder hat geworben:

Hans Binder, Nürtingen

Sieben Mitglieder haben geworben:

Georg Bierer, Untermarchtal; Klaus Vogel, Rottenburg

Sechs Mitglieder hat gewonnen:
Helmut Erkert, Backnang

Fünf Mitglieder hat gewonnen:
Walter Krüger, Niederstetten

Vier Mitglieder haben gewonnen:
Martin Blümcke, Starzach-Fellendorf; Georg Mayer, Riedlingen; Christoph Scheytt, Ulm; Harald Schukraft, Stuttgart

Drei Mitglieder haben gewonnen:
Gerhard Haug, Kirchheim/Teck; Elisabeth Holzäpfel, Esslingen; Helene Müller-Geiger, Göppingen; Margarete Rocktäschel, Nürtingen; Dr. Siegwalt Schiek, Tübingen; Dr. Roland Schurig, Winnenden

Zwei Mitglieder haben gewonnen:
Winfried Aßfalg, Riedlingen; Jürgen Brucklacher, Tübingen; Erika Buchholz, Neckartenzlingen; Georg Cless, Rechberghausen; Magda Dieter, Ludwigsburg; Erika Dorfner, Kirchheim/Teck; Dieter Gerlinger, Bönnigheim; Johanna Glaser-Köngeter, Stuttgart; Dorothea Holl, Kirchheim/Teck; Wolfgang Kress, Stuttgart; Dr. Robert Lutz, Tübingen; Gertrud Mayer, Stuttgart; Christiane Müller, Stuttgart; Wolfgang Ott, Ulm; Aagje-Katharina Ricklefs, Rottenburg; Willi Schneider, Heilbronn; Werner Schultheiss, Leonberg; Paul Wölpert, Stuttgart; Susanne Zeller, Ludwigsburg-Oßweil

Ein Mitglied haben gewonnen:
Elisabeth Bäuerle, Stuttgart; Dorothea Bäuerle, Stuttgart; Erwin Baun, Stuttgart; Götz Bechtle, Wildbad; Erwin Beck, Nürtingen; Erika Benz, Besigheim; Friedmann Binder, Wangen-Göppingen; Rut Birn, Tübingen; Carola Block, Althütte; Arndt Bossler, Nürtingen; Armin Brocks, Weinstadt-Endersbach; Christian Buchholz, Dürnau; Erika Bütterlin, Waiblingen-Hegnach; Dr. Manfred Bulling, Stuttgart; Heinrich Daxer, Zell; Dr. Hubertus Decker, Albstadt-Onstmettingen; Sieghardt Dieterich, Böblingen; Hans Dietz, Rottenburg; Rotraut Donner, Ebersbach; Rotraut Dorgerloh, Stuttgart; Rudolf Ekert, Stuttgart; Dr. Volker Ehinger, Hamburg; Ursula Ehm, Winnenden; Dr. Herbert Eisert, Bad Ditzingen; Marianne Esslinger, Heilbronn; Lore Fanning, Wendlingen; Joachim Heribert Fischer, Untermarchtal; Robert Flaig, Unterensingen; Ruth Frank, Stuttgart; Therese Freund, Winnenden; Martin Frieß, Renningen; Karoline Gaiser-Kreeb, Göppingen; Ulrich Gauger, Bietigheim-Bissingen; Maja Gebhardt, Ditzingen; Hans Gehr, Elzach-Oberprechtal; Hanna Geiger, Karlsruhe; Susanne Goe-

bel, Tübingen; Alfred Greeck, Esslingen; Gross international, Heilbronn; Margrit Häußler, Kirchheim/Teck; Elfriede Hahn, Heilbronn; Walter Halm, Nufringen; Erika Hammer, Stuttgart; Marianne Heilemann, Holzmaden; Fritz Heinzelmann, Kirchheim/Teck; Gisela Hengstenberg, Esslingen; Elfriede Hermanns, Nordheim; Arnold Hess, Jettenburg; Grete Hieber, Stuttgart; Wolfgang Hild, Leonberg; Markus Hoersch, Bamberg; Lore Hoffmann, Stuttgart; Ulrich John, Freudenstadt; Dr. Helma Jung, Ludwigsburg; Karl Junginger, Fellbach-Schmidlen; Ernst Junginger, Langenau; Lore Kärcher, Stuttgart; Dr. Rudolf Kiess, Stuttgart; Kloster der Heimsuchung, Obermarchtal; Erna Kobler, Heilbronn; Dr. Christel Köhle-Hezinger, Esslingen; Ruth König, Stuttgart; Christine Köstlin, Stuttgart; Erna Krauß, Stuttgart; Walter Krieger, Stuttgart; Vinzenz Kuon, Lörrach; Viktor Kurz, Esslingen; Erich Lauber, Stuttgart; Marta Lepiorz, Filderstadt; Elisabeth Leuser, Stuttgart; Telesphorus Lindinger, Leinfelden-Echterdingen; Willi Lutz, Heilbronn; Burkhard Mayer, Tübingen; Elisabeth Mehrer, Afalterbach; Ekkehard Meyer, Isny; Wolfgang Müller, Leonberg; Hanna Münzing, Stuttgart; Jürgen Murr, Ansbach; Fritz Neher, Bad Schussenried; Dr. Jörg Neunhoeffer, Tübingen; Liselotte Niedenfür, Stuttgart; Hans Offenwanger, Wilhelmsdorf; Harald Orner, Leutenbach; Hermann Ott, Ammerbuch; Ilse Ott, Stuttgart; Elfriede Prewo, Stuttgart; Elisabeth Remppis, Kirchheim/Teck; Karin Reuter, Stuttgart; Peter Riedel, Gerlingen; Hildegard Rieger, Stuttgart; Hans Rilling, Remshalden; Heinrich Röhm, Heilbronn; Esther Römer, Welzheim; Siegfried und Brigitte Rühle, Aichtal-Grötzingen; Klaus Sackenreuther, Stuttgart; Gerd Schach, Meßstetten; Ernst Schäll, Laupheim; Gisela Scheihing, Stuttgart; Karl Schöttler, Stuttgart; Edith Schuh, Heilbronn; Günther Schulze, Stuttgart; Karl Schurr, Oberkochen; Alexander Schweigert, Stuttgart; Klaus Schweiggart, Stuttgart; Annemarie Seitz, Stuttgart; Dr. Wilfried und Sibylle Setzler, Tübingen; Engelbert Sieber, Backnang; Lotte Spiess, Göppingen-Bartenbach; Kurt Spitzer, Ludwigsburg; Elisabeth Stadelmayer, Kirchheim/Teck; Lore Stähle, Stuttgart; Hermann Stein, Fronreute; Elisabeth Sternkopf, Stuttgart; Ernst Stocker, Isny; Fritz Stöffler, Besigheim; Ruth Stroheck-Stolz, Stuttgart; Heinz Thym, Tübingen; Dr. Dr. Hans Tippelt, Heidelberg; Dr. Volker Trugenberger, Korntal-Münchingen; Martha Ulrich, Stuttgart; Paul Weller, Backnang; Ursula Wiethoff, Dettingen/Teck; Hermann Windmüller, Backnang; Adolf Wörz, Neckarsulm; Ingeborg Wüst, Heilbronn; Paul Zorn, Leutkirch.

Heimattage Bad Urach: Geschichte im Vordergrund

(swp) Zwischen dem traditionellen Schäferlauf im Juli und den «Herbstlichen Musiktagen» Anfang Oktober kommt auf die Kurstadt Bad Urach im Kreis Reutlingen ein weiteres Großereignis zu: die Heimattage Baden-Württemberg, deren Kernveranstaltungen zwischen dem 5. und 8. September stattfinden.

Die gastgebende Stadt und der Arbeitskreis Heimatpflege des Regierungsbezirks Tübingen bereiten ein Programm mit einem landesgeschichtlichen Akzent vor, das sich an dem Selbstverständnis der einstigen württembergischen Residenz orientiert.

Mit 12000 Einwohnern ist Bad Urach die kleinste Stadt, die die baden-württembergischen Heimattage seit deren Beginn im Jahr 1978 ausrichtet. Das Land gibt, wie schon immer, einen Zuschuß von 200000 Mark, der Kreis Reutlingen beteiligt sich mit 30000 Mark, Bad Urach selbst läßt sich das Ereignis 40000 Mark kosten. Beim vorgesehenen Festzug am 8. September und beim anschließenden Landesfest bemüht sich die Stadt, sich vom alle zwei Jahre stattfindenden Schäferlauf thematisch abzuheben. Es werde, sagte der Arbeitskreisvorsitzende Martin Blümcke, keine Festwagen geben.

Bad Urach will zeigen, daß es feiern kann, andererseits aber auch mit einem landesgeschichtlich und archäologisch geprägten Programm glänzen. Erstmals einer breiten Öffentlichkeit werden vom 4. September an Funde der Ausgrabungen auf dem Runden Berg bei Bad Urach präsentiert. Dieser Berg gilt laut Landeskonservator Dieter Planck als Fundstelle von europäischem Rang. Bei den Grabungen zwischen 1967 und 1984 wurde seine Bedeutung als früher alemannischer und merowingischer Adelssitz erkannt.

Bei den sechs weiteren Ausstellungen ist auch eine Rückschau auf die ehemalige und weithin bekannt gewordene Künstlerkolonie in Bad Urach geplant, der zwischen 1919 und 1931 der spätere DDR-Kultusminister Johannes R. Becher angehörte. Parallel dazu sind eine Hommage an den Rulaman-Dichter David Friedrich Weinland und eine Beschreibung der evangelischen Seminare Blaubeuren, Maulbronn, Schöntal und Urach vorgesehen.

Hohenasperg: Wo bleibt die Kultur?

(LKZ) Um die mögliche kulturelle Nutzung des Hohenaspergs ist es schon seit einiger Zeit ruhig geworden. Ende Juni 1987 hatte bekanntlich die Landesregierung beschlossen, daß der Hohenasperg als «historische Stätte von herausragender Bedeutung» in Zukunft nicht mehr dem Strafvollzug dienen soll. In diesem Zusammenhang wollte die Landesregierung, so hieß es damals, das Vollzugskrankenhaus nach Schwäbisch Hall verlegen und die gesamte historische Anlage dann kulturell nutzen. Eine Expertengruppe war beauftragt worden, dafür eine Konzeption zu erarbeiten. Die Gebäude, so Staatssekretär und Regierungssprecher Matthias Kleinert damals vor der Presse, würden sich ebenso für museale Zwecke wie als Zentrum für Tagungen, Festspiele, Konzerte und Symposien eignen. Auch eine Gedenkstätte war ja in diesem Zusammenhang im Gespräch. Bereits im April vergangenen Jahres nahm der Ministerrat, so war aus dem Ministerium für Wissenschaft und Kunst auf Anfrage zu erfahren, das Ergebnis der Experten-Arbeit zur Kenntnis. Auf eine Entscheidung wurde allerdings verzichtet, da die für eine Realisierung der Hohenasperg-Konzeption benötigten Räumlichkeiten erst um

das Jahr 2000 zur Verfügung stehen könnten. Verwiesen wurde dabei auch auf andere, vordringlichere Aufgaben in dem kommenden Jahrzehnt.

Kampagne zum Schutz des Rebhuhns

(lsw) Eine landesweite Kampagne zum Schutz des zum Vogel des Jahres 1991 gewählten Rebhuhns haben der Naturschutzbund und der Landesjagdverband in Stuttgart vorgestellt. «Die Lage für diesen Vogel ist katastrophal», sagte Siegfried Schuster, Landesvorsitzender des Naturschutzbundes, bei der Eröffnung einer Wanderausstellung über das Rebhuhn im Stuttgarter Landes pavillon. Ziel der Aktion sei es, verlorenen Lebensraum für das Rebhuhn und andere bedrohte Tierarten wiederzugewinnen. Dazu müsse das Land Flächen bereitstellen und Biotop anlegen. Auf der Ebene der europäischen Gemeinschaften müßten umweltgerechtere Anbaumethoden gefördert werden.

Die Kampagne steht unter der Schirmherrschaft des baden-württembergischen Landwirtschaftsministers Gerhard Weiser (CDU). Weiser hob auf der Veranstaltung das Engagement von Naturschützern und Jägern hervor, die sich zum erstenmal auf Landesebene gemeinsam für den Artenschutz einsetzten. Vertreter der beiden Gruppen sagten, man habe das «Ziel einer artenreichen Tierwelt» über alle Streitigkeiten gestellt. Jetzt sei die Politik in der Pflicht, weitere Schritte auf dem Weg zu einer «ökologischen Marktwirtschaft» zu tun.

Torfabbau im Pfrunger Ried längstens bis 1996

(HT) In einem Urteil hat das Verwaltungsgericht Sigmaringen dem öffentlichen Interesse an einem intakten Moor den Vorrang gegenüber den Belangen eines Privatbetriebs eingeräumt.

Die 4. Kammer des Gerichts wies die Klage einer Firma aus dem ober-schwäbischen Wilhelmsdorf gegen das Landratsamt Ravensburg ab. Mit der Klage hatte das Unternehmen eine Verlängerung der Frist zum Abbau von Torf im Naturschutzgebiet Pfrunger Ried erreichen wollen.

Im Sommer 1989 hatte die Behörde dem Betrieb eine Genehmigung zum Torfabbau in dem Moor bis einschließlich 1996 erteilt. Damit war der Torfstich auf einem der beiden Grundstücke erstmals legalisiert worden. Für das andere Flurstück gab es nur eine Abbaugenehmigung bis Ende 1984. Mit der 1989 eingeräumten Abbaugenehmigung kam das Landratsamt dem kleinen Familienunternehmen entgegen, das in der Hoffnung auf eine behördliche Zusage zwischen 1984 und 1988 300000 Mark investiert hatte.

Doch dieser Kompromiß stellte die um ihre Existenz fürchtende Firma nicht zufrieden. Sie drang auf eine Abbaugenehmigung bis zum Jahr 2006. Dazu machte die Firma geltend, der Torfabbau stehe nicht im Widerspruch zu den Belangen des Naturschutzes. Vielmehr werde durch die behutsam und nur in stark begrenztem Umfang betriebene Torfgewinnung die Moorlandschaft nicht zerstört, sondern es würden ökologisch bedeutsame Biotope geschaffen. Die Firma verarbeitet den Torf zu Gartenerde.

Die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen vertrat vor Gericht jedoch eine andere Meinung. Konservator Kracht machte deutlich, daß die nach dem Torfabbau entstehenden Grundwasserseen ökologisch nicht so wertvoll seien, wie früher angenommen worden war. Neuere Untersuchungen hätten ergeben, daß sich die Seen negativ auf die benachbarte Moorvegetation auswirkten. Den Einwand, solche

Seen seien wertvoller als landwirtschaftlich genutzte Feuchtwiesen, wies Kracht zurück. Es habe sich gezeigt, daß selbst intensiv genutzte Wiesen auf dem gewachsenen Moorboden innerhalb weniger Jahre zu wertvollen Moorlebensräumen regenerieren, sobald die extensive Bewirtschaftung gestoppt werde.

Auch der Einwand, das Landratsamt habe einer anderen Firma im Reicher Moos im Allgäu eine Genehmigung zum Abbau von Torf für weitere 50 Jahre erteilt, half dem Unternehmen nicht. Der Gleichheitsgrundsatz des Grundgesetzes führe nicht zu einem Anspruch auf Gleichbehandlung im Verhältnis zu solchen Personen, denen rechtswidrige Vergünstigungen eingeräumt worden seien, argumentierte das Gericht (Aktenzeichen 4K1224/89).

Die gleiche Kammer gab einem weiteren Wilhelmsdorfer Torfbetrieb im Prozeß gegen das Landratsamt Ravensburg recht. Sie hob den am 17. Juli 1989 ergangenen Planfeststellungsbeschuß wegen eines Formfehlers auf. Das Landratsamt wurde verpflichtet, unter Berücksichtigung der Rechtsauffassung des Gerichts erneut über den Antrag der Firma zu entscheiden, die ebenfalls Torf im Pfrunger Ried stechen möchte.

Bächlinger Archenbrücke wurde nachgebaut

(lsw) Eine Archenbrücke, die in den letzten Kriegstagen 1945 zerstört wurde, ist in Langenburg-Bächlingen als Übergang über die Jagst wieder entstanden. Nur noch wenige dieser überdachten Holzbrücken sind an den Flüssen Kocher und Jagst aus dem Mittelalter zu finden. Die 50 Meter lange Brücke wurde am 26. März in zwei Teilen von beiden Uferseiten auf ein Hilfsjoch in der Jagst aufgeschoben. Die Kosten betragen 1,1 Millionen Mark. Langenburgs Bürgermeister Dieter Klapschuweit wies auf das große Engagement des Landkreises Schwäbisch Hall hin, der den Wiederaufbau als Kulturdenkmal sehr wesentlich gefördert hat.

«Der Marmorsaal wird gerettet»

(STN) Trotz steigender Kosten gibt es für den Förderverein «Alt Stuttgart» keinen Zweifel: Der Marmorsaal, denkmalgeschütztes Kleinod im Park der Villa Weißenburg oberhalb der Bopserkurve, wird gerettet. Dies haben die Mitglieder des Vereins beschlossen. Vorsitzender Peter Wetter: «Wir waren uns der bevorstehenden schwierigen Aufgabe sehr wohl bewußt, jedoch das denkmalpflegerische Gewissen für unsere Stadt hat gesiegt!» Die neueste Kostenschätzung nach Berechnung des Stuttgarter Architekturbüros Lamm-Weber-Donath: knapp 4,3 Millionen Mark mit Mehrwertsteuer, aber ohne Außenanlagen. Gesicherte Zuschüsse: 1,8 Millionen Mark von der Stadt, 1,1 Millionen Mark vom Land und 400000 Mark von der Denkmalstiftung. Den Rest will der Verein aus Spenden aufbringen.

Straßenränder stark belastet

(lsw) An stark befahrenen Straßen sind die Randstreifen teilweise erheblich mit Dioxinen und Schwermetallen belastet. Dies ergab nach Mitteilung des baden-württembergischen Umweltministeriums eine Studie der Universität Karlsruhe. Danach reichte die Belastung je nach Zahl der Fahrzeuge zwischen fünf und zehn Meter weit nach beiden Seiten der Fahrbahn, berichtete Umweltminister Erwin Vetter. Nach seinen Worten sollen weitere Untersuchungen bis zum Herbst vorgenommen werden. Wie die Studie ergab, stammten die Belastungen der Straßenränder vor allem von Autoabgasen, Abrieb von Fahrzeugreifen, vom verlorenen Öl und Treibstoff sowie von Korrosionsprodukten. Untersucht wurden sechs Straßenabschnitte im Raum Offenburg/Freiburg. Die Karlsruher Experten nahmen Strecken mit möglichst ähnlichen Randbedingungen, wohl aber mit unterschiedlicher Verkehrsdichte in der Studie unter die Lupe.

Unglaublich,
Classic und *Vario*.
Jetzt ist Bausparen
so flexibel wie Sie.

LBS
Bausparkasse der Sparkassen

Classic
&
V
a
r
i
o



Classic und *Vario*.
Das neue Bausparen
der 90er Jahre.

Mit dem LBS-*Classic*
kommen Sie schnell an
besonders günstiges
Baugeld.

Mit dem LBS-*Vario*
wählen Sie selbst:

- Ihre Spar-Rendite
- Ihr Bauspar-Tempo
- Ihre Zinsen für die
Finanzierung.

Und das jederzeit, ganz
wie Sie wollen.

Wir geben Ihrer Zu-
kunft ein Zuhause.
LBS und Sparkasse:
Unternehmen der
S-Finanzgruppe.

Brotmuseum nach Umzug im Ulmer Salzstadel

(epd) Das 1960 in Ulm entstandene erste Brotmuseum der Welt präsentiert seit 2. März in den drei Geschossen des historischen Ulmer Salzstadels auf 1140 Quadratmetern mit 1300 Objekten einen fünfmal so großen Ausschnitt aus seinem Bestand wie in dem seitherigen Domizil. Neben der 8000jährigen Geschichte des Brotes als Nahrungs- und Heilmittel wie auch als Symbol des Lebens liegt jetzt der Schwerpunkt der nach modernen didaktischen Methoden gestalteten Schau auf der anthropologischen und sozialhistorischen Bedeutung von Brot und Getreide. Themen wie «Brot im Glauben der Völker» oder «Klosterküchen als Vorläufer königlicher Armenfürsorge» werden jetzt auch mit Kunstwerken von Ernst Barlach und Käthe Kollwitz vertieft ebenso wie mit einer Dokumentation über Hungersnöte und deren Ursachen. Auf den Liebesbrief eines Bäckers von 1770 «Ich bleibe dir treu – für und für» folgen in einem der Ausstellungsbereiche ernüchternde Schriftzüge wie «Alle zwei Sekunden verhungert in der Welt ein Kind» oder «Jeder zehnte Erdbewohner ist unterernährt». Auch an junge Besucher wendet sich die per Tonband abrufbare Kritik aus Übersee: «Ich bin hungrig, weil Ihr mit unserem Mais Eure Schweine mäset.»

Der vor 400 Jahren erbaute Salzstadel in der Ulmer City diente früher als städtisches Salzlager und wurde jetzt vom Land Baden-Württemberg als Museum umgebaut. In 19 Staaten der Welt gebe es inzwischen Brotmuseen, sagte Museumsleiter Hermann Eiselen. Die Ulmer Schau sei indes die älteste, größte und wissenschaftlich fundierteste Dauerausstellung. Das täglich außer Montag geöffnete Brotmuseum, das von der privaten Eiselen-Stiftung Ulm nach eigenen Angaben jährlich mit etwa einer halben Million Mark subventioniert wird, ist von 10 bis 17 Uhr geöffnet.

Kochertalbahn vor dem Ende

(STZ) Das Schicksal der 65 Jahre alten Kochertalbahn ist mit hoher Wahrscheinlichkeit besiegelt. In einer Sitzung hat der Hohenloher Kreistag die kostenträchtigen Bedingungen der Bundesbahn für die Erhaltung der 24 Kilometer langen Strecke zwischen Forchtenberg und Waldenburg als unzumutbar zurückgewiesen. Die Bahn fährt deshalb vermutlich nur noch so lange weiter, bis das Ende 1989 eingeleitete Stilllegungsverfahren abgeschlossen ist – oder bis die Trasse wegen technischer Mängel gesperrt wird.

Ursprünglich hatten die Hohenloher durchaus Hoffnungen, die kleine Bahnlinie noch zu retten. Zunächst hatte die Bundesbahn nämlich «nur» gefordert, daß die auf mindestens drei Millionen Mark geschätzten Sanierungsarbeiten an den Anlagen sowie ein sechsstelliger jährlicher Betriebskostenzuschuß übernommen werden müßten. Dieses Geld wollten das Land Baden-Württemberg, der Hohenlohekreis, die Anliegergemeinden und interessierte Großfirmen tatsächlich aufbringen. Dann aber schob die Bundesbahn nach. Plötzlich beharrte das Staatsunternehmen darauf, die Gleise samt technischer Anlagen für 9,3 Millionen Mark zu verkaufen und obendrein 600 000 Mark Pacht für die Strecke zu verlangen. In dieser Situation wandten sich die empörten Hohenloher hilflos an das Bundesverkehrsministerium, das aber Anfang dieses Jahres abwinkte.

Der Kreistag konnte deshalb nur noch einmal seine alten Angebote bekräftigen und die Deutsche Bundesbahn auffordern, «den Betrieb nach einer Sanierung der Strecke durch das Land, den Landkreis und die Gemeinden weiterzuführen». Weil das allerdings offensichtlich nicht genügt, soll die Bahn wenigstens den Anliegergemeinden ein Vorkaufsrecht auf die Strecke samt Nebenanlagen einräumen und die Trasse «so lange wie möglich» erhalten. Darüber hinaus jedoch sind die Möglichkeiten der Hohenloher erschöpft.

Wie die Stuttgarter Bundesbahndi-

rektion auf Anfrage bestätigt, ist der Betrieb der Kochertalbahn allenfalls noch bis zum formalen Abschluß des Stilllegungsverfahrens geplant. Möglicherweise werden die Güterzüge aber schon eingemottet, ehe der Verwaltungsrat der Bundesbahn und das Bundesverkehrsministerium die Akte schließen. Wenn, wie erwartet, «größere Schäden» an den Anlagen auftreten, kann die Strecke gesperrt und damit vollends aus dem Verkehr gezogen werden.

Wanderweg führt durch Liebensteiner Golfbahn

(lsw) Vom hohen Bergfried der Burg Liebenstein bei Neckarwestheim (Kreis Heilbronn) sollen in Zukunft noch mehr Wanderer und Ausflügler die weite Sicht über das Neckartal genießen können. Diesem Ziel dient das Angebot der Schloß Liebenstein GmbH, dem Schwäbischen Albverein (SAV) die Patenschaft über den Bergfried zu übertragen. Wie in Obersulm berichtet wurde, ist der SAV Treuhänder über mehr als 40 Aussichtstürme zwischen Main und Bodensee. Teilweise gehören ihm auch Türme wie beim Steinknickle nahe Wüstenrot-Neuhütten.

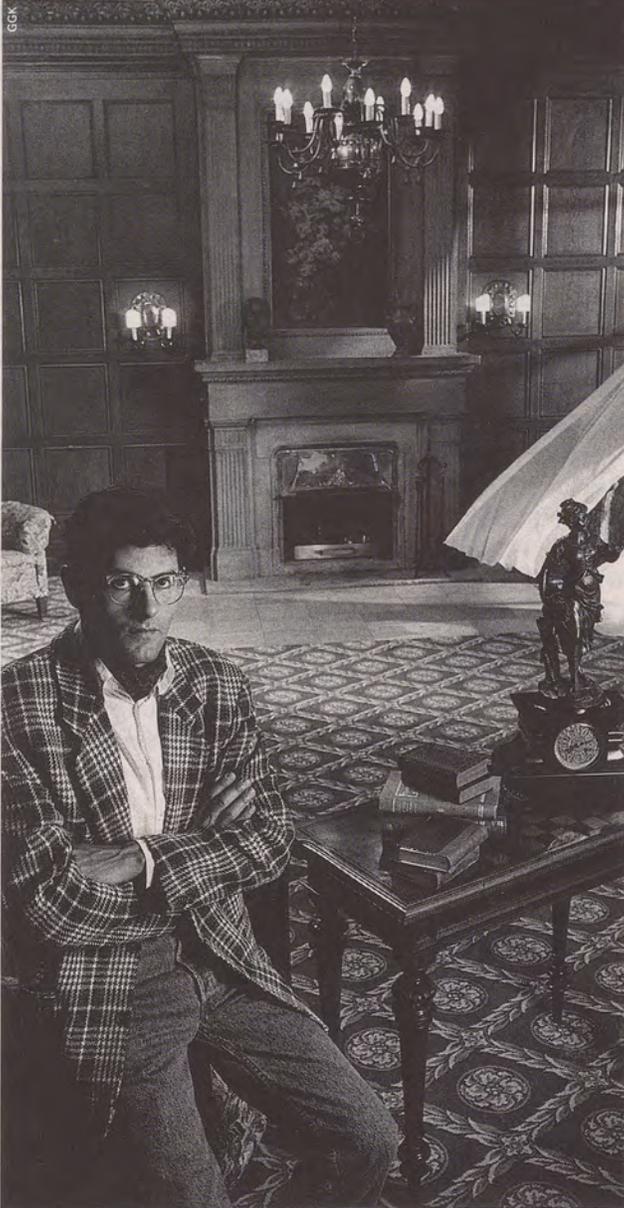
Der Turm der Liebensteiner Burganlage ist von der Eigentümer-Gesellschaft gründlich renoviert und offen zugänglich gemacht worden. Wer das neue Treppenhaus emporsteigt, wird trotz der versteckten Lage der Burg durch eine überraschend weite Rundschau belohnt.

Für den Schwäbischen Albverein ist Schloß Liebenstein ein wichtiger Kreuzungspunkt mehrerer Wanderstrecken, so auch des neu eingerichteten württembergischen Weinwanderweges. Einer der Wanderwege führt zwischen den Bahnen des Golfplatzes hindurch.

Die Delegierten der 23 Albvereins-Ortsgruppen des Heilbronner Gaues stimmten in Obersulm bei ihrer Frühjahrskonferenz dem Patenschaftsplan zu.

Ein Villinger in Schweningen:

„Auch erben will gelernt sein.“



Von heute auf morgen über ein sechs- oder gar siebenstelliges Vermögen verfügen zu können, kann mitunter problematisch sein. Nicht nur, wenn man als Badener in Württemberg erbt, sondern auch, wenn einem die Erfahrung und vor allem die Zeit für den Umgang mit solchen Summen fehlt.

Doch ob man sich nun einige Extravaganzen leisten will oder nicht: die Vermögensverwaltung der Baden-Württembergischen Bank zahlt sich in jedem Fall aus. Sind die persönlichen Anforderungen an

die Anlagestrategie einmal geklärt, kann man sich Jahr für Jahr über die regelmäßig dokumentierte Entwicklung seines Vermögens freuen. Und man kann und sollte sich einmal jährlich über Trends informieren, die neue Impulse für weitere Anlageentscheidungen geben.

Was unsere Vermögensverwaltung für Ihr altes oder neues Vermögen tun kann, sagt Ihnen gern der Kundenbetreuer der Baden-Württembergischen Bank in Ihrer Nähe. Er meldet sich umgehend bei Ihnen, wenn Sie uns kurz anrufen: (0711) 20 94-6 99.



Die Baden-Württembergische Bank.

Ein Museum für den Zeppelin

(STZ) Die Stadt Friedrichshafen will aus dem von der Deutschen Bundesbahn erworbenen Hafengebäude das weltweit bedeutendste Zeppelin-Museum machen. An den Umbauplänen des im Bauhausstil entstandenen und unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes wird bereits gearbeitet. Wenn die voraussichtlichen Kosten von geschätzten 50 Millionen Mark sowie die Pläne vom Gemeinderat genehmigt werden, soll umgehend mit dem Bau begonnen werden. Die Fertigstellung dieses Friedrichshafener Wahrzeichens in dann neuer Funktion ist für den Jahreswechsel 1994/95 geplant.

Derzeit ist das Zeppelin-Museum räumlich unbefriedigend im Städtischen Bodenseemuseum untergebracht. Wie eine dort vorgenommene Befragung von 3000 Besuchern ergab, ist die Zugkraft des facettenreichen Themas «Zeppelin» ungebrochen. Vor allem Jugendliche interessieren sich zunehmend für das Thema. Unter den touristischen Gästen waren 42 Prozent eigens wegen der Zeppelin-Abteilung im Bodenseemuseum nach Friedrichshafen gekommen.

Die Mehrheit der Besucher interessiert sich für die Geschichte der einzelnen Luftschiffe und für technische Details, wobei der gesamthistorische Kontext durchaus befürwortet wird. Als bevorzugte Zeit wird überwiegend die Phase der transatlantischen Passagierluftfahrt angegeben, während die anderen Epochen gleichwertig daneben rangieren. Dies hat seine Ursache darin, daß die Epoche von 1930 bis 1945 durch Film und Fernsehen sowie durch die Literatur am besten dokumentiert ist.

Fast einhelliger Wunsch aller Befragten: Sie wünschen sich einen Zeppelin in Originalgröße. Eine Forderung, aus der die Schwierigkeit herausgelesen werden kann, sich die gewaltigen Dimensionen realistisch vorstellen zu können, aber auch der Wunsch, wenigstens nachträglich eine Andeutung des unnachahmlichen Flairs der Zeppelin-Luftschiffahrt erhaschen zu können.

Trotz der räumlichen Verzehnfa-

chung auf dann 2000 Quadratmeter Ausstellungsfläche wird es auch künftig keinen Zeppelin in Originalgröße geben. Dennoch erwarten die Organisatoren nach der Inbetriebnahme bis zu 300000 Besucher pro Jahr.

Filterstaub kommt in Heilbronner Salzstock

(lby) Der Filterstaub aus dem Coburger Müllheizkraftwerk, dessen Ablagerung schon während des Baus der Anlage zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Gegnern und Befürwortern geführt hatte, kann jetzt in einem Salzstock bei Heilbronn untertage gelagert werden. Wie der Geschäftsführer des Zweckverbandes für Abfallbeseitigung für Nordwest-Oberfranken, Günther Berger, mitteilte, wurde bereits mit dem Verladen begonnen.

Der Vertrag mit der Südwestdeutschen Salzwerke AG trat am 1. April in Kraft. Die Stäube in den sogenannten «Big Bags»-Säcken werden mit Bahnwaggons nach Heilbronn geschafft, wo sie in rund 200 Meter Tiefe zwischen wasserundurchlässigen Anhydritschichten gepackt werden. Im Coburger Müllheizkraftwerk, in dem die Abfälle aus der Stadt und den Landkreisen Coburg, Kronach und Lichtenfels sowie der Krankenhausmüll aus ganz Nordbayern entsorgt werden, fallen täglich zwischen 15 und 20 Kubikmeter des grauen Staubes bei der Verbrennung an.

Um Stickstoffoxide zu bannen, werden beim Verbrennungsvorgang dem Müll Harnstoffe zugeführt, die sich später auch in den Filterstäuben wiederfinden und diese zu einer übelriechenden Masse werden lassen. Deshalb sind die Stäube auf Reststoffdeponien äußerst unbeliebt. In Würzburg, wo zuerst der Coburger Filterstaub untergebracht werden konnte, sind die Deponietore seit dem 15. Januar dicht. Deshalb haben sich in Coburg rund 1000 Säcke dieser Substanz angesammelt, die laut Berger nun nach der «besten, aber auch teuersten Lösung» in einem Salzstock untergebracht werden können.

«Haus der Geschichte» kaufte Metz-Archiv

(swp) Das Fotoarchiv der Gebrüder Metz bleibt im Land. Das «Haus der Geschichte» in Stuttgart hat die Sammlung mit 300000 Glasnegativen von dem in Konkurs gegangenen Verlag erworben. Die Dias zeigen historische Ansichten von süddeutschen Städten und Gemeinden. Kurz vor Weihnachten hatte das Regierungspräsidium Tübingen das Archiv in einer Eilaktion ins Denkmalsbuch eintragen lassen, um zu verhindern, daß die als wertvolle Dokumente der städtebaulichen Entwicklung angesehenen Negative in Einzelposten verscherbelt werden oder ins Ausland verschwinden, denn an der Sammlung interessiert war, wie Konkursverwalter Volker Grub bestätigte, auch der italienische Verlag Sogema Marzari. Er gründete im September 1990 eine Gesellschaft mit dem Firmennamen Gebr. Metz Verlags-GmbH, die die Geschäfte der traditionsreichen Firma fortführt. Das Regierungspräsidium befürchtete, das Archiv könnte nach dem Aufkauf durch die Italiener auseinandergerissen und der wissenschaftlichen Forschung entzogen werden. Darum stellte die Behörde die Sammlung unter Denkmalschutz. Allerdings stieß sie damit auf den Protest des Konkursverwalters. Grub vertritt die Auffassung, daß es bei dem Fotoarchiv nicht um ein Denkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes, sondern um eine Archivsammlung handelt.

Dieser Meinung widersprach der Leiter des Denkmalschutzreferats des Regierungspräsidiums Tübingen, Werner Müschenborn. Der Begriff Denkmal habe ein großes Spektrum, erläuterte Müschenborn, er umfasse auch Münzen, Geräte, Bücher und historische Fotos.

Grubs Vorwurf, das Land habe «in unzulässiger Weise» von den Möglichkeiten des Verwaltungszwanges Gebrauch gemacht, um den Preis der Sammlung zu drücken – sie wechselte für 380000 Mark den Besitzer –, hat der kommissarische Leiter des «Hauses der Geschichte», Thomas Schnabel, zurückgewiesen. Schnabel sagte, das Archiv ins Denkmalsbuch

einzutragen, sei ursprünglich eine Idee des Konkursverwalters gewesen. Der ausgehandelte Preis entspreche übrigens einem Angebot Grubs, bevor die Sammlung unter Denkmalschutz gestellt worden sei. Die Vertragspartner räumten Marzari für zehn Jahre die kommerziellen Nutzungsrechte ein. Das «Haus der Geschichte» beabsichtigt, das Archiv in einem eigenen Depot unterzubringen.

Kreis wird Träger der Synagoge Freudental

(STZ) Der Förder- und Trägerverein der ehemaligen Synagoge Freudental wird sich in diesem Jahr auflösen. Das denkmalgeschützte Gebäude, das lange nicht genutzt worden war, wurde 1985 von dem Verein restauriert und dem Pädagogisch-Kulturellen Centrum für seine kulturellen Veranstaltungen übergeben. Jetzt werde der Landkreis Ludwigsburg die Trägerschaft übernehmen. Das sagte am 17. Januar Heinz Bleicher, Erster Vorsitzender des Förder- und Trägervereins und Vorstandssprecher der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart, bei einem Festabend in der ehemaligen Synagoge. Sie war in der sogenannten Reichskristallnacht zerstört worden.

Daß bald der Landkreis die Trägerschaft übernehmen werde, sei für diesen eine «Verpflichtung und Herausforderung», sagte Bleicher. Der ehemalige Oberbürgermeister Ludwigsburgs, Dr. Otfried Ulshöfer, der Vorsitzender des Pädagogisch-Kulturellen Centrums ist, sagte, man müsse in Zukunft noch intensiver und noch professioneller die Schulen ansprechen.

Staatssekretärin Schultz-Hector erinnerte daran, daß früher die Hälfte der Freudentaler Bevölkerung jüdisch gewesen sei, daß die Menschen dort lange friedlich zusammengelebt hätten und daß von den 50 Juden, die 1933 dort lebten, mindestens 19 in deutschen Konzentrationslagern gestorben seien. Die ehemalige Synagoge halte auch daran die Erinnerung wach.

Wernauer Baggerseen: Betonring lockert sich

(EZ) «Betonplatte wird Vogelinsel» könnte man die Bausache des Regierungspräsidiums Stuttgart im Naturschutzgebiet «Wernauer Baggerseen» überschreiben, mit der sich der Wernauer Bau- und Umweltausschuß zu beschäftigen hatte. Dem Gremium fiel es leicht, dieser Gemeinschaftsaktion von Regierungspräsidium Stuttgart, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, der Firma Mercedes-Benz AG und der Stadt Wernau zur Aufwertung des Naturschutzgebietes zuzustimmen.

Bei dieser Maßnahme ging es zum einen um den Abbau der am kleinen See vor Jahren eingebauten Betonplatten, wodurch eine Brutinsel für Wasservögel geschaffen werden soll. Eine weitere Verbesserung stellt die geplante Verlegung der Zufahrt zum Testgelände dar. Die neue Zufahrt soll weiter in Richtung Freibad verlegt werden, so daß ein Teil der jetzigen Zufahrtsstraße überflüssig wird und rekultiviert werden kann. Im Rahmen der vom Wernauer Bauausschuß gebilligten Baumaßnahme soll ferner durch den Einbau einer Schotterdeckung im See ein bestimmter Wasserstand fixiert werden, der zum einen verhindert, daß der Pegel unter den kritischen Punkt absinkt und dadurch Fauna und Flora im Schutzgebiet beeinträchtigt würden, und zum anderen sichert, daß die Prüfstrecken nicht überflutet werden. Bürgermeister Roger Kehle nannte diese gemeinsame Aktion von Regierungspräsidium Stuttgart, Bezirksstelle für Naturschutz, der Mercedes-Benz AG und der Stadt Wernau einen wichtigen Schritt, um mit gezielten Einzelmaßnahmen das bedeutende Naturschutzgebiet «Wernauer Baggerseen» weiter aufzuwerten.

Er wußte dem Ausschuß zu berichten, daß sowohl die Firma Mercedes-Benz als auch das Land Baden-Württemberg intensiv gesucht hätten und immer noch suchen würden, um für Mercedes-Benz andernorts ein geeignetes Versuchsgelände zu finden. Die Suche nach einem Ersatzgelände könne man auch mit einem Mara-

thonlauf vergleichen, wobei das Marathontor als Ziel noch eine weite Strecke entfernt sei, meinte das Wernauer Stadtoberhaupt. Deshalb müßten unter den gegebenen Umständen mögliche Verbesserungsmaßnahmen, wie zum Beispiel die oben genannten, durchgeführt werden, um das notwendige Nebeneinander von Prüfstrecke und Naturschutzgebiet bis auf weiteres erträglicher zu gestalten.

In diesem Zusammenhang teilte Bürgermeister Roger Kehle mit, daß das Ergebnis der von ihm angekündigten rechtlichen Überprüfung der Verlängerung des Pachtvertrags noch nicht abgeschlossen sei.

125 Jahre Altsteinzeitforschung

(lsw) Die altsteinzeitliche archäologische Forschung in Baden-Württemberg ist 125 Jahre alt. Sie begann nach Angaben der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1866 mit Grabungen an der Schussenquelle in Oberschwaben unter Leitung von Oskar Fraas. Seit diesen frühen Anfängen habe sich die urgeschichtliche Forschung in Baden-Württemberg kräftig weiterentwickelt.

Die Funde reichen von Schädeln, die bis zu 500 000 und 600 000 Jahre alt sind, über Faustkeile und Geschoßspitzen der Neandertaler (120 000 bis 40 000 Jahre vor heute) bis zu Geräten und sogar Kunstgegenständen der jüngeren Eiszeitjäger und nacheiszeitlichen Kulturen. Heute ist die Altsteinzeitforschung zugleich auch Teil der Ökohistorik, die Grundlagen zur Beurteilung der Klimaentwicklung in langfristigen Zyklen erarbeitet. Ein wichtiges Forschungszentrum befindet sich an der Universität Tübingen, an der seit 1970 ein Institut für Urgeschichte angesiedelt ist. Zum Jubiläum veranstaltete die Hugo-Obermaier-Gesellschaft für Erforschung des Eiszeitalters und der Steinzeit vom 2. bis 6. April im zur Universität Tübingen gehörenden Heinrich-Fabri-Institut in Blaubeuren eine wissenschaftliche Tagung.

Steinenberger Pfarrhaus: Sanierung kommt in Gang

(epd) Mit dem lange umstrittenen Umbau des 1461 erbauten Steinenberger Pfarrhauses – eines der ältesten Württembergs – wird begonnen. Vorausgegangen war ein «Tauziehen» auf lokaler Ebene wie auch zwischen kirchlichen und staatlichen Stellen um den Erhalt des Gebäudes, nachdem die Kirchengemeinde bereits 1988 auf gerichtlichem Weg eine Abbruchgenehmigung erhalten hatte. Wie der Steinenberger Kirchengemeinderat mitteilte, sind jetzt alle nötigen Verträge zwischen der evangelischen Kirchengemeinde, der Kommune und Architekt Professor Martin Stockburger unterschrieben. Damit ist sowohl die Sanierung des baufälligen Pfarrhauses als auch ein Anbau gesichert. Das Pfarrhaus wird künftig im Untergeschoß von der Feuerwehr genutzt. Im ersten Stock wird die Kirchengemeinde über Räume verfügen; der Dachstock wird von der bürgerlichen Gemeinde zu kulturellen Zwecken genutzt, unter anderem mit Räumen für die Volkshochschule.

Die Gesamtanierung soll etwa 2,4 Millionen Mark kosten, wovon die Kirchengemeinde einen Festbetrag von 500000 Mark übernimmt. Für den rund 1,7 Millionen Mark teuren Anbau, der ausschließlich von der Kirchengemeinde genutzt wird und einen großen Saal sowie mehrere Jugendräume umfaßt, ist mit der Planung begonnen worden.

Studie belegt Schäden an Hochmooren

(lsw) Die Schäden an den Hochmooren Wildsee und Hohlohsee im Schwarzwald sind durch den starken Ausflugsverkehr weiter fortgeschritten als bisher angenommen. In einer jetzt veröffentlichten Studie des Instituts für Waldökologie in Bühl-Vimbuch wird von einer «dauerhaften negativen Veränderung» der Pflanzen- und Tierwelt berichtet.

Die Forschungsergebnisse beruhen auf einer zweijährigen Beobachtung von Vegetation und Wasseranalysen.

Als Hauptursache der Umweltschäden an den Mooren haben die Wissenschaftler den Kalkstaub von den Schuhen der vielen Touristen ausgemacht, die sich zudem oft nicht an die vorgeschriebenen Wanderwege hielten und damit zusätzlich für Trittschäden sorgten.

Aber auch die wachsende Zahl der Stockenten trage mit ihren Exkrementen zu einer Überdüngung der natürlicherweise extrem nährstoffarmen Böden bei. Die typischen und selten gewordenen Moorpflanzen seien inzwischen teilweise durch Allerweltpflanzen wie Löwenzahn verdrängt worden, hieß es.

Härtsfeldbahn wird wiederbelebt

(Schwäpo) Der Gemeinderat von Neresheim steht geschlossen hinter dem Vorhaben des Härtsfeld-Museumsbahn-Vereins (HMB), durch den Aufbau eines Teilstücks der ehemaligen Härtsfeldbahn zu versuchen, «ein Stück Heimat, Kultur und Technikgeschichte lebendig darzustellen».

Nahziel des HMB ist der Bau der Härtsfeld-Museumsbahn Neresheim – Sägmühle. Die geplante Strecke ist 2,9 km lang. Zum Wiederaufbau des Betriebs wurde vom HMB beim Regierungspräsidium Stuttgart die Planfeststellung beantragt.

Der Gemeinderat gab dem Planfeststellungsverfahren «Härtsfeld-Museumsbahn Neresheim – Sägmühle» einmütig seine Zustimmung. Bürgermeister Gerd Dannenmann sagte, die Wiederbelebung der Bahn sei für Neresheim von großer Bedeutung und stelle für den Fremdenverkehr ein zusätzliches Angebot dar.

Die Kosten für den Wiederaufbau Neresheim – Sägmühle wurden mit rund 800000 DM beziffert. Die jährlichen Betriebskosten wurden mit 29500 DM veranschlagt. Betreiber der Bahn soll eine noch zu gründende Härtsfeldbahn-GmbH sein. Man geht von 15 bis 20 Betriebstagen im Jahr aus. Die Betriebskosten sollen durch Mitgliedsbeiträge des HMB, Einnahmen aus dem Härtsfeldbahnmuseum, Spenden, Souvenirverkauf, Einnahmen aus der Bahnhofhocketse

und Fahrpreiseinnahmen gedeckt werden.

Der HMB rechnet mit etwa 4000 Fahr Gästen während der Saison und geht von einem Fahrpreis von 1 DM pro km aus.

Die Förderung des Wiederaufbaus der historischen Härtsfeldbahn auf dem Streckenabschnitt Neresheim – Sägmühle erfolgt zu einem Drittel aus Mitteln des Strukturprogramms «Ländlicher Raum», zu einem Drittel durch Eigenleistungen und Eigenmitteln des HMB, sowie zu einem Drittel durch den Ostalbkreis mit der Stadt Neresheim, wobei zwei Drittel vom Ostalbkreis und ein Drittel von der Stadt Neresheim aufzubringen sind.

Es ist daran gedacht, an Samstagen, Sonntagen und Feiertagen Fahrten zu unternehmen. Außerdem soll die Möglichkeit zu Sonderfahrten für Ausflüge und Festveranstaltungen gegeben sein.

Der HMB geht davon aus, daß der erste Bauabschnitt, der Bereich «Bahnhof Neresheim», bis Herbst dieses Jahres abgeschlossen werden kann. Nach dem Planfeststellungsbeschuß soll ab Herbst 1991/Frühjahr 1992 mit dem Bau der Strecke bis zum Bahnhof Sägmühle begonnen werden. Für diesen Streckenabschnitt wird mit einer Bauzeit von etwa zwei Jahren gerechnet.

Experiment: Hecken aus Schnittgut

(lsw) Bei der Spielburg auf dem Hohenstaufen und auch nahe der Göppinger Kreisgemeinde Wangen ist erstmals ein Experiment mit einer sogenannten Benjes-Hecke gestartet worden. Dabei handelt es sich, wie das Hohenstaufener Bezirksamt mitteilte, um die zielgerichtete Ablagerung von aufgeschichtetem Schnittgut, das sich zu einer nach ihrem Erfinder benannten Hecke entwickeln soll. Für Boden-, Busch- und Baumbrüter gilt das Gestrüpp als idealer Lebensraum. Der mit dem Kot der Vögel auf den Boden fallende Samen von Sträuchern soll in einigen Jahren zu einer ansehnlichen Hecke führen.

**Württembergischer.
Unser Wein.**



Ein gelungener Tag

Mit Freunden bummeln und einkaufen. Lachen und fröhlich sein. Bei einem Glas Württembergischer Genossenschaftswein sich entspannen und unterhalten.

Das sind Tage, die man genießt. Und auf die man nicht verzichten sollte.



Kenner trinken  **Württembergischer
Genossenschaftsweine**

**Sicherheit.
Rund um die Uhr.
Rund um das
Jahr.**



Sicherheit für Sie selbst, für die Familie, für Heim, Haus und Geschäft, für das Auto bietet Ihnen die Württembergische durch ein Versicherungsprogramm, das auf Ihren persönlichen Bedarf zugeschnitten ist.

Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten. Die Anschrift steht im Telefonbuch unter Württembergische Feuerversicherung AG.

Zur abgebildeten Uhr:
Türmchenuhr,
Süddeutschland, um 1550
Württembergisches
Landesmuseum, Stuttgart

Entdecken Sie

Salem
und seine Schätze

tägliche Führungen
Münster-Schloß
Feuerwehrmuseum

von April bis Oktober
9 - 12 und 13 - 17 Uhr
Sonn- und feiertags
11 - 17 Uhr

Feuerwehrmuseum

März, April sowie Sept., Okt.
Montag+Dienstag geschlossen

Anfragen
Tel. 0 75 53 / 8 14 37

 **Württembergische
Versicherungen**

Tübinger Stadtmuseum im Kornhaus eröffnet

(lsw) Die Stadt Tübingen hat im spätmittelalterlichen Kornhaus ihr Stadtmuseum eröffnet. Das Museum zeigt auf einer Ausstellungsfläche von zunächst 200 Quadratmeter zum einen die Geschichte der bildlichen Darstellung Tübingens im Wandel der Zeit. Zum anderen gibt es einen Rückblick auf 150 Jahre Freiheitsbewegungen in Tübingen, von der bürgerlichen Revolution 1848 und ihrem Protagonisten Ludwig Uhland über Klassenkämpfe und Kultur der Arbeiter in der Weimarer Republik bis zur außerparlamentarischen Opposition der Studenten der 68er-Generation. Die fünfjährigen Sanierungsarbeiten kosteten bislang fast sieben Millionen Mark, ohne Innenausstattung. Die Ausstellungsfläche des fünfstöckigen Hauses soll in den nächsten drei Jahren auf 1200 Quadratmeter erweitert werden. Fast 100 Jahre nach den ersten Plänen des Professors Thudichum verfügt Tübingen nun erstmals über ein Stadtmuseum. Das Kornhaus, eines der prägnantesten Gebäude in der Altstadt, diente im Laufe der Jahrhunderte nicht nur als überdachter Kornmarkt, sondern auch als Bürgerhaus und Schule, Fechtboden und Theatersaal, Rote-Kreuz-Station und Feuerwehrdepot.

Ein Weinberg wie einst mit Mäuerle und Stäffele

(STZ) Im Gewann «Lauch» an der Straße zwischen Winnenden und dem Stadtteil Breuningsweiler wird kein Lauch, kein Salat und auch kein Kraut wachsen. Der steil abfallende Südhang ist für viel edlere Gewächse reserviert – Trollinger- und Kernerreben sollen dort bald Wurzeln schlagen. Das ganze Rebengelände unterhalb der Breuningsweiler Straße hat gerade eine Flurbereinigung hinter sich, doch 25 Ar davon bleiben von Planierung und Parzellenneuordnung ausgespart. Auf dem Areal wird ein Wengert alter Art angelegt, einer mit Stäffele, Mäuerle und Weinberghäusle. Was da im Entstehen begriffen ist, soll zum Anschauungsbei-

spiel dafür werden, wie zu Großvaters Zeiten, als man den Maschineneinsatz noch nicht kannte, die Weinberge kultiviert und bearbeitet wurden. An dem Schauwengert wird man einmal studieren können, welch mühsames und schweißtreibendes Geschäft es dereinst war, die abschüssigen Stücke in Schuß zu halten.

Die an der Rebflurbereinigung «Stöckach, Lauch, Schenkenberg» beteiligten Weingärtner waren zunächst nicht sonderlich davon angetan, als man ihnen eröffnete, daß 25 Ar aus dem Gebiet für eine historische Rebenkultur abgezwickelt werden und für die Planie tabu bleiben sollen. Doch an der Sache war nicht zu rütteln. Laut Hans-Dieter Stähle, zuständiger Flurbereinigungsingenieur, verlangten die amtlichen Naturschutzstellen einen «Naturwengert» als ökologische Ausgleichsmaßnahme für den Eingriff in die 18 Hektar große Umlegungsfläche. Nachdem sich die Stadt Winnenden bereit erklärt hatte, sich an dem Weinbergprojekt zu beteiligen und das Hängle in ihr Eigentum zu übernehmen, da freudete man sich auch unter den Wengertern mit dem Vorhaben an. Und die nahmen das Ganze dann gleich selbst in die Hand: sie legten in freiwilliger Arbeit zwei Wasserstaffeln an und bauten 200 Quadratmeter Trockenmauern, eine alte Bautechnik, die beherrscht sein will. Hans-Dieter Stähle vom Flurbereinigungsamt Schorndorf freut sich über das Engagement der Wengertler: «Ein löblicher Einsatz.» Eine Renaissance gab's auch für ein halbverfallenes Weinberghäusle, die Stadt ließ es herrichten.

Wenn auch die Trollinger- und Kernerparzelle der Stadt gehört, soll sie entweder an die Weingärtnergenossenschaft oder an einzelne Mitglieder verpachtet werden. Gleich, wer das Steilstück auch bearbeitet und pflegt, er muß kräftig hinlangen, wie die Wengertler von einst. Mäuerle und Maschineneinsatz passen halt nicht zusammen.

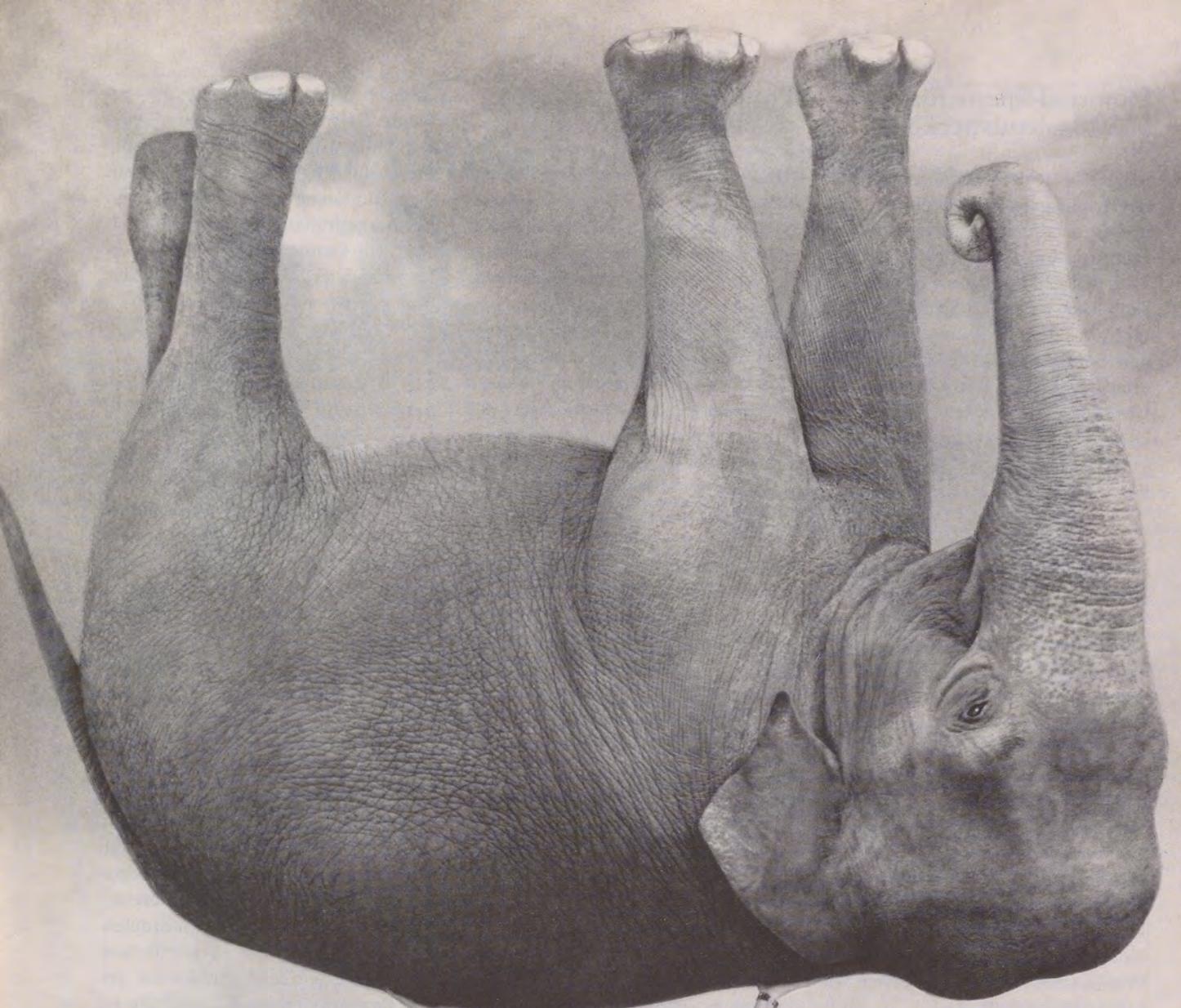
200 kirchliche Wasch- und Backhäuser im Land

(epd) Neben den 1513 Kirchenverbänden müssen sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Evangelischen Landeskirche in Württemberg auch um 200 erhaltenswerte Pfarrscheuern sowie um 200 heute meist anderweitig genutzte Wasch- und Backhäuser kümmern. Arbeit machen der kirchlichen Verwaltung darüber hinaus die 1120 Gemeindehäuser, 1500 Pfarrhäuser und 600 eigenen Kindergärten. Diese Zahlen nannte der beruflich als Architekt tätige Synodale Helmut Morlok (Isny) am 7. März in Stuttgart bei der Frühjahrstagung des württembergischen Landeskirchenparlaments. Morlok forderte in der Debatte über Energieeinsparungen, die bisherigen Anstrengungen seien zu verstärken. Die Synode befürwortete einstimmig ein Einsparungsprogramm und die Anstellung eines Energiebeauftragten.

Waldschadensentwicklung: Tendenz zunehmend

(lsw) Höchste Alarmstufe bei der Entwicklung der Waldschäden im Schwarzwald sieht der Regionalverband Nordschwarzwald. Wie Verbandsdirektor Winfried Scheuermann bei der Vorlage der Schadensentwicklung zwischen 1983 und 1989 in Pforzheim mitteilte, zeichne sich in allerjüngster Zeit ein deutlicher Trend zu einer weiteren Verschlechterung der Situation ab.

Rund ein Drittel des Baumbestandes sei als «kränkelnd» anzusehen. Bei der Buche würden sogar Spitzenwerte bis zu 40 Prozent erreicht. Durch die Hochlagen im Schwarzwald – kritisch werde die Situation ab 700 Meter – sei dort die Schadensquote höher als im übrigen Baden-Württemberg, hieß es. Der Kraftfahrzeugverkehr nimmt nach Angaben der Regionalplaner nach wie vor eine Schlüsselrolle im Hinblick auf die für das Waldsterben mitverantwortlichen Stickstoffemissionen ein.



Stark mit der Stuttgarter

Mit kleinen Mitteln Großes bewegen.
Zum Beispiel die Absicherung der Familie
zum äußerst günstigen Anfangsbeitrag.

Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«,
die besondere Lebensversicherung von
der Stuttgarter.

Prüfen Sie die Leistungsstärke der
Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil.

Stuttgarter Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken
Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name _____

Straße _____

Ort _____

Tel. _____

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G. S.H.
Postfach 1044 51, 7000 Stuttgart 10

Motorrad-Sperre für Schauinslandstrecke

(PM) Wie in den Vorjahren hat das Regierungspräsidium Freiburg auch in diesem Jahr eine verkehrsbehördliche Anordnung erlassen, nach der die L 124 – die Schauinslandstrecke – «aus Gründen der Sicherheit und Ordnung des Verkehrs» an Samstagen, Sonntagen und gesetzlichen Feiertagen zwischen 0.00 Uhr und 24.00 Uhr für Motorräder gesperrt ist. Diese Anordnung gilt für die Zeit vom 29. März bis einschließlich 9. November 1991.

Museum der Landeskirche: Museumsleiter bestellt

(epd) Eberhard Gutekunst (50) wird erster Leiter des neuen Museums der württembergischen Landeskirche, das derzeit in der Friedenskirche Ludwigsburg entsteht. Dies wurde vom Stuttgarter Oberkirchenrat bestätigt. Der Handwerkersohn aus Stuttgart machte 1960 am Kepler-Gymnasium in Bad Cannstatt das Abitur und studierte in Tübingen und Berlin Deutsch, Geschichte und Politik. Nach zweijähriger Tätigkeit im Höheren Schuldienst wurde er 1978 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Landeskirchlichen Archiv in Stuttgart. Er hat zahlreiche Veröffentlichungen und wissenschaftliche Beiträge vorgelegt und mehrere Ausstellungen über Personen und Geschichte der württembergischen Landeskirche gestaltet.

Die seit 1534 bestehende württembergische Landeskirche erhält jetzt erstmals ein eigenes Museum, dafür sind bei der Generalinstandsetzung der Friedenskirche in Ludwigsburg mehrere Räume vorgesehen. Die mit rund 1600 Sitzplätzen früher zweitgrößte Garnisonskirche im deutschen Kaiserreich erhielt nach dem Zweiten Weltkrieg den Namen «Friedenskirche». Sie wird derzeit innen und außen umgestaltet. Das neue Museum der Landeskirche wird voraussichtlich im Jahre 1993 seine Pforten öffnen.

Protest gegen riesige Gostalbrücke

(STZ/lsw) Gegen die von den Behörden favorisierten Pläne zum Ausbau der Autobahn A 8 München-Stuttgart an der zweiten Stufe des Alaufstiegs bei Drackenstein und Wiesensteig hat die Bürgerinitiative «Dracki» protestiert. Die vor zwei Jahren gegründete Bürgerinitiative befürchtet die Zerstörung der Natur und fordert «Landschaft statt Beton». Sie seien nicht gegen einen Ausbau dieser gefährlichen Autobahnstrecke, die täglich von 60000 Fahrzeugen befahren wird, sagte der Sprecher der Bürgerinitiative, Michael Danner. Die Initiative fordere aber eine ökologische Lösung in diesem «hochsensiblen Gebiet». Ökologisch sinnvoll sei eine Gesamttunnel-Lösung. Etwa 100 Mitglieder der Bürgerinitiative markierten Bäume, die bei einer Verwirklichung der vom baden-württembergischen Landesamt für Straßenwesen entwickelten Trassenführung gefällt werden müßten. Gleichzeitig wurde eine Baumpflanzaktion fortgesetzt, mit der bereits vor Wochen begonnen wurde.

Die geplante sogenannte E-Trasse ist in den Augen der Bürgerinitiative die «schlechteste Lösung». Die Planung, wonach der Verkehr bei Mühlhausen in einen Tunnel geführt, danach sechsspurig über eine sehr hohe Brücke über das Gostal und danach in einen weiteren Tunnel, würde nach Ansicht der Bürgerinitiative die Natur stark beeinträchtigen. Vor allem das reizvolle Gostal würde durch den Viadukt verschandelt. Zudem könne die Brücke im Winter und im Nebel zur «Todesfalle» werden, befürchtet die Bürgerinitiative. Es sei völlig unverständlich, daß es die Behörden ablehnten, die Autobahn auf gesamter Steigungsstrecke im Tunnel zu führen. Die Bürgerinitiative bezweifelt auch, daß die Gesamttunnel-Lösung 130 Millionen Mark teurer wäre als die geplante E-Trasse, deren Kosten auf 435 Millionen Mark geschätzt werden.

Die Bürgerinitiative verweist zugleich darauf, daß «99 Prozent der Anwohner», sämtliche Naturschutzverbände sowie die Gemeinderäte der betroffenen Gemeinden Bad Dit-

zenbach und Wiesensteig die geplante E-Trasse ablehnen und eine Tunnel-Lösung fordern. Auch die Bundestagsabgeordneten des Raumes stünden hinter den Forderungen der Bürgerinitiative. Man hoffe jetzt, so Martin Danner, «daß der neue Verkehrsminister Thomas Schäuble das Blatt noch wenden wird».

Fildergemüse in Zukunft aus Gewächshäusern?

(epd/lsw) Um den Verlust erheblicher Ackerbauflächen durch den Ausbau des Flughafens Stuttgart wieder wettmachen zu können, läßt die Landesregierung auch prüfen, ob auf den Fildern der Anbau von Feldgemüse in Gewächshäusern ausgedehnt werden kann.

Das geht aus der Stellungnahme zu einem parlamentarischen Antrag des SPD-Landtagsabgeordneten Werner Weinmann hervor. Es werde jede Möglichkeit ausgeschöpft, die wirtschaftliche Existenz der vom Flughafen aus betroffenen Landwirte zu erhalten, heißt es in der Antwort der Landesregierung. Dies geschehe zunächst im Rahmen der Flurbereinigung, bei der existenzgefährdeten Betrieben vorrangig Ersatzflächen angeboten würden. Außerdem sei die Regierung bestrebt, Eingriffe in der Vegetations- und Ernteperiode in bewirtschaftete Ackerflächen auf das Unerläßliche zu beschränken.

Der Filderraum um den Landesflughafen zeichnet sich durch einen hohen Anteil an mineralreichen Ackerböden mit hoher Fruchtbarkeit aus. Neben Getreide gedeiht hier vor allem das seit dem 18. Jahrhundert angebaute Filderkraut, das vorwiegend zu Sauerkraut verarbeitet wird.

Das Stuttgarter Regierungspräsidium hat unterdessen dazu aufgerufen, alle noch anhängigen Klagen gegen den Planfeststellungsbeschluß Flughafen Stuttgart und Autobahn A 8 zurückzunehmen. Nach der Entscheidung des Bundesverwaltungsgerichts über die Musterklagen gegen den Beschluß bestehe für die noch etwa 40 anhängigen Verpflichtungsklagen keine Aussicht mehr auf Erfolg.

Für Leute mit Weitblick . . .



STUTTGART IM KÖNIGSBAU – Postfach 10 46 42 – 7000 Stuttgart 10
Tel. 0711 / 29 92 01 · Telex 723 812 · Telefax 0711 / 22 16 98

... eine gute Adresse für Ihr Geld

Dieses offizielle Poster aus der Olympiawerbung der Stadt Stuttgart erhalten Sie bei uns für DM 25,- (incl. Porto).



Gott grüß die Kunst!

Auf diesem funktionsfähigen Modell, nach Gutenbergs Aufzeichnungen nachempfunden und aus Holz gefertigt, können Sie selbst drucken.

Es ist somit nicht nur ein dekorativer Gegenstand und Beispiel einer guten handwerklichen Arbeit; mit dem Modell eines Meilensteins in der Drucktechnik läßt sich in der Tat produzieren.

Zubehör:

Bleisatz-Druckform (Ihr Name mit Adresse), Farbwalze, Farbe, Glasplatte und zwei Papierstapel auf der Palette.

Die Mini-Gutenberg-Druckerei

ist erhältlich beim Verlag Tübinger Chronik zum Preis von DM 133,- (inkl. MwSt. und Versandkosten) gegen Verrechnungsscheck oder Vorauszahlung auf Konto-Nr. 2709 Kreissparkasse Tübingen. Lieferzeit ca. 3 Wochen. Name und Adresse bitte deutlich angeben (für Druckform).



Verlag
Tübinger Chronik
August-Bebel-Str. 9
7400 Tübingen

Ökologische Kriterien bei Baulanderschließung

(lsw) Neubaugebiete in Schwäbisch Hall werden künftig nach ökologischen Gesichtspunkten abwassertechnisch erschlossen. Favorisiert wird das sogenannte Trennsystem, bei dem häusliches Schmutzwasser, getrennt vom Regenwasser, in einem separaten Kanal der Kläranlage zugeführt wird. Das Regenwasser kann in Bäche eingeleitet und damit dem natürlichen Kreislauf wieder zurückgegeben werden.

Wie der Haller Baubürgermeister Wilfried Brückner auf Befragen erklärte, nimmt die Oberflächenversiegelung durch starke Bebauung immer mehr zu. Die Abwassertrennung ermöglicht es, durch offene Wasserführung den Grundwasserspiegel zu erhalten und die ökologischen Bedingungen für Flora und Fauna zu verbessern. Die Kosten für die Abwassererschließung nach diesem System in einem 23 Hektar großen Wohnbaugrundstück liegen bei einer Gesamtsumme von 10,2 Millionen Mark um 4,3 Prozent höher als beim herkömmlichen Mischwasserverfahren.

Verstärkter Schutz für Favorite-Park

(STZ) Eines der ältesten Naturschutzgebiete im Lande, der Favoritepark in Ludwigsburg, ist 53 Jahre nach der ersten Ausweisung als Naturschutzgebiet durch eine erweiterte Schutzbestimmung in seinem Bestand weiter gesichert worden. Noch im alten Jahr unterzeichnete Regierungspräsident Dr. Udo Andriof die seit langem vorbereitete neue Schutzverordnung, die ein Gebiet von insgesamt 135,7 Hektar umfaßt. Davon entfallen 72,7 Hektar auf den eigentlichen Favoritepark, der als Herzstück unter Naturschutz steht. Hier geht es um den Erhalt des einzigen wissenschaftlich, landeskundlich und ökologisch bedeutsamen Beispiels der einst weit verbreiteten Waldbewirtschaftungsform (Hudewald). Die gegenüber der früheren Rechtsverordnung jetzt verschärften Schutzbestimmungen sollen das charakteristische Bild des un-

terholzfreien, lichten Weidewaldes bewahren helfen, den alten Eichenmischwald bewahren und den historisch begründeten Wildpark mit dem Damwildstamm, dem Axis- und Muffelwild schützen. Um diesem Naturschutzgebiet in der Stadt auf Dauer keine ökologische Insellage zuzuweisen, wurde angrenzend ein 63 Hektar großes Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen, das die noch von Bebauung freien und noch nicht rechtsverbindlich überplanten Flächen vor weiteren Nutzungsveränderungen bewahren soll. Nur eine Ausnahme will das RP zugestehen: Auf dem benachbarten, einst königlichen Landgut «Marienwahl», nun ebenfalls im Landschaftsschutzgebiet Favoritepark, darf anstelle der altersschwachen, teils schon verfallenen Gebäude ein mit 106 Zimmern und Tagungsräumen ausgestattetes zweigeschossiges Hotel in den Hang gedrückt werden, um den Urenkeln des letzten Königs die Möglichkeit zu geben, ihren 75000 Quadratmeter großen, denkmalgeschützten Besitz wirtschaftlich zu nutzen.

Nach den Stürmen kommen die Borkenkäfer

(lsw) Aufgrund der enormen Sturmholzbestände haben sich in Baden-Württemberg Baumschädlinge punktuell gefährlich vermehrt. Obwohl im Bereich der Forstdirektion Stuttgart bisher 4,5 Millionen Kubikmeter des Holzes aufgearbeitet worden seien, habe der Borkenkäfer inzwischen auch gesunde Waldbestände befallen, erklärte der Präsident der Stuttgarter Forstdirektion, Konrad Bauer, in Stuttgart.

Durch die Stürme «Wiebke» und «Vivian» seien 1990 auf dem Gebiet der alten Bundesrepublik 70 Millionen Festmeter Sturmholz angefallen. Mit 23 Millionen Kubikmeter habe Bayern die höchste Schadensmenge verkraften müssen, gefolgt von Baden-Württemberg mit 15 Millionen, sagte Bauer. Allein auf den 335000 Hektar Wald der Forstdirektion Stuttgart lagen sechs Millionen Kubikmeter Sturmholz, das Dreifache des normalen Jahreseinschlages. Damit muß

Stuttgart rund 40 Prozent des landesweiten Schadens verkraften.

Rems-Murr-Kreis hilft Biotopnetz knüpfen

(STN) Industrieansiedlungen, breite Straßen und auswuchernde Städte und Gemeinden tragen dazu bei, daß sich die Natur im Remstal auf dem Rückzug befindet. Bevor die einst vielfältige Tier- und Pflanzenwelt den totalen Kollaps erleidet, bläst der Rems-Murr-Kreis, und mit ihm zahlreiche Vereinigungen, die sich dem Naturschutz verschrieben haben, zum Kreuzzug für eine «ökologische Optimierung» der Restnatur im Remstal.

Die Waffen in dieser «Schlacht» für Steppenheide, Bergmolche und Feuersalamander heißen Natur- und Landschaftsschutzgebiete, aber vor allem Biotopvernetzung. Nach Kerzen und Winterbach unterbreitet das Landratsamt in Waiblingen jetzt auch der Stadt Weinstadt einen Plan, wie sie ihre 128 einzelnen Naturinseln miteinander verbinden kann, um einen Austausch der Arten zwischen den einzelnen Lebensräumen wieder zu ermöglichen. In erster Linie zielen die Vorschläge aus dem Landratsamt darauf ab, ehemals begrädeten Bächen auf der Weinstadter Markung wieder zu einem natürlichen Lauf zu verhelfen und ehemalige Remsarme wieder zu renaturieren und so wichtige Laichgewässer zu schaffen. Zum Programm der ökologischen Optimierung der Natur in Weinstadt gehören aber auch neue Hecken und Baumreihen entlang von Straßen und Ackerrandstreifen, die nicht mehr landwirtschaftlich genutzt werden.

Ein Vertreter des Umweltschutzamtes aus dem Waiblinger Landratsamt unterbreitete dem Technischen Ausschuß des Weinstadter Gemeinderats die Vorschläge des Rems-Murr-Kreises. Auf dem Papier gefällt dem Ausschuß das Biotopnetz sehr gut. Mit der Umsetzung wird es in Weinstadt allerdings noch dauern, denn der Biotopverbund kostet viel Geld – zuviel, um alles auf einmal erledigen zu können.